

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

November und December 1889.

(8. Band; 2. und 3. Heft.)



Inhalt.

	Seite
Kaiser Joseph II. Handbillet vom 4. December 1783 über die Besorgung der Regierungsgeschäfte	65
Die Chorcappellen der Votivkirche in ihrem neuen Farbenschmucke. Von Dr. Karl Lind	79
Die Dolomiten. Von Dr. H. v. Lendenfeld	87
Neue Lieder und Gesänge. Gedichte von Mörike und Eichendorff, componirt von Hugo Wolff. Von Dr. Heinrich Raubberg	106
Das k. und k. naturhistorische Hofmuseum. Von Dr. Otto Staps	116
Georg Raphael Donner, seine Vorgänger und Zeitgenossen. Von Dr. Joseph Derjau	135
Bemerkungen zur Volkszählung vom 31. December 1890. Von Dr. Joh. S. Meyer. 155	155
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	167
I. Geistiges Leben in Tirol. — II. Schriften von R. S. Greinz. — III. Ziele der Erdkunde in Oesterreich.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Rudolphplatz 5.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Oesterreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehenden veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Oesterreichischen Revue“ sind durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

- Hans Schlitter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaeta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mahler: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Willersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwisch: Gabriel von Beckmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Böckem: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Deak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Bidingier: Zu den Verwalterungsgrundrissen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie in Oesterreich. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungs-geschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Geschichts-Erinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard von Swieten's Berufung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Kugiers Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung der nordamerikanischen Republik und die ungarische Frage im Jahre 1848 und 1849. Bd. VII, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Nähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.

Oeffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simonh: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Erner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Jig: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schiffschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Butowina in seiner historischen Entwicklung und seinem jetzigen Stande. Bd. V, S. 193.
Eghidius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard von Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

Volkswirthschaft.

- Alexander Peetz: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Seinrich Krähntke: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max von Hanken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wien-Regulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.

Dz. XVII. I. 344
l. k. — akw.

Kaiser Joseph II. Handbillet vom 4. December 1783 über die Besorgung der Regierungsgeschäfte.

In der Urkundenammlung des kaiserlichen Rathes Dr. Edmund Schebek zu Prag befindet sich die Copie eines Handbillets Seiner Majestät des Kaisers Joseph II., welches auf Grund der angestellten Untersuchungen sich als echt erweist. Die Nachforschungen haben gleichzeitig das Resultat ergeben, daß eine Publication dieses denkwürdigen Handbillets bisher nicht erfolgt sein dürfte.

Ehe wir an die Mittheilung des vom 4. December 1783 datirten Handbillets schreiben, wollen wir noch vorausschicken, daß dasselbe von einem Schreiben des ersten Obristhofmeisters Seiner Majestät Georg Adam Fürsten Starhemberg an den damaligen böhmischen obersten Kanzler und österreichischen ersten Kanzler Leopold Graf von Kollowrat = Krakowsky begleitet war, dem wir nachstehende Sätze entnehmen:

„Allerhöchst Seine kais. königl. Apostol. Majestät haben in dero unterm 4. huius anhero erlassenen allerhöchsten Handschreiben allergnädigst zu äußern geruhet, welcher Gestalten der allerhöchste Dienst und das Wohl des Vaterlandes erfordern, daß, nachdem erst dero angetretenen Regierung in den mehristen Theilen der Staatsverwaltung so viele wichtige Anordnungen erflossen und so viele Vorschriften zu Verbesserungen ertheilet worden, hiernach auch die sämtlichen Stellen sowohl, als jeden Beamten insonderheit in den wahren Trieb gesetzt werde, der allerhöchsten Gesinnung gemäß die Verwendung einzurichten, damit das Ungeordnete in allen Theilen nach dem vorgeetzten Endzwecke zum gewissen Vollzug geleitet werde.

In dieser Absicht hätten allerhöchst gedacht Seine Majestät eigends die Grundsätze zusammen gefasset, die hierunter für jeden Diener des Staates zu seinem Benehmen die bestimmte Belehrung geben.

Diese nämlichen Grundsätze sollen im allerhöchsten Namen dero sämmtlichen Hofstellen bekannt gemachet, und mit dem allerhöchsten Befehle mitgetheilet werden, daß nicht allein von jeglicher Stelle und allen dazu gehörigen Individuen deren Inhalt zur genauesten Nachachtung genommen, sondern auch die nämlichen Grundsätze den unterstehenden Länderbehörden zur gleichförmigen Direction zugesichert und von diesen wiederum alle untergeordneten Kreishauptleute und Unterbeamte, soweit zu ihrer Nachachtung der Inhalt geeignet ist, hiernach auf das Deutlichste belehret werden sollen.

Es wird demnach diese allerhöchste Gesinnung mit Beischließung der Grundsätze selbst zur nachrichtlichen Direction und Verfügung des weiteren hiermit eröffnet.“

Das allerhöchste Handbillet wurde sofort der actenmäßigen Behandlung zugeführt. Der Erlaß an sämmtliche Länderstellen ist bereits unter dem 9. December ausgearbeitet und in einer am 11. December stattgehabten Sitzung genehmigt worden. Wir sind in der Lage, auch das an die sämmtlichen Länderstellen erfolgte Handschreiben hier mitzutheilen.

„Se. k. k. Allerhöchste Majestät haben mittelst eines unter dem 4. current, erlassenen Allerhöchsten Handschreibens allergnädigst zu äußern geruht, welchergestalt der allerhöchste Dienst und das Wohl des Staates erfordern, daß, nachdem sich Thro angetretenen Regierung in den meisten Theilen der Staatsverwaltung so viele wichtige Anordnungen erfloßen und so viele Vorschriften zu Verbesserungen ertheilet werden, hiernach auch die sämmtlichen Stellen sowohl, als jeder Beamter insonderheit in den wahren Trieb gesetzt werde, der Allerhöchsten Gesinnung gemäß die Verwendung einzurichten, damit das Angeordnete in allen Theilen nach dem vorgesezten Endzwecke zum gewissen Vollzug geleitet werde; in welcher Absicht dann Se. Majestät eigends die Grundsätze zusammen gefasset hätten, die hierunter für jeden Diener des Staats zu seinem Benehmen die bestimmte Belehrung geben.

Es werden daher diese nämlichen Grundsätze in Allerhöchstem Namen Ihm p. (Ihr p.) bekannt gemacht und in dem Anschluß so mit dem Allerhöchsten Befehle mitgetheilet, daß nicht allein von

demselben (derselben) und allen dahin gehörigen Individuen deren Inhalt zur genauesten Nachachtung und gleichförmigen Direktion genommen, sondern auch von Ihm p. (Ihr p.) alle untergeordneten Kreishauptleute und andere Unterbeamte, jedoch nur insoweit der Inhalt zu ihrer Nachachtung geeignet ist, hiernach auf das Deutlichste belehrt werden sollen.

Wien, den 9. December 1783.“

Nunmehr lassen wir das Allerhöchste Handbillet Kaiser Joseph II. vom 4. December 1783 über die Besorgung der Regierungsgeschäfte selbst folgen:

Drey Jahre sind nun verflossen, daß Ich die Staats-Verwaltung habe übernehmen müssen. Ich habe durch selbe zeit in allen Theilen der Administrationen Meine Grundsätze, Meine Gesinnung und Meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth sattfam zu erkennen gegeben.

Ich habe Mich nicht begnügt, einmahl eine Sache nur zu befehlen; Ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt; Ich habe die von Vorurtheilen und eingewurzelter alten Gewohnheit entsprungener Umstände durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten.

Ich habe die Liebe, so Ich für's allgemeine Beste empfinde und den Eifer für dessen Dienst jedem Staats-Beamten einzusößen gesucht. Hieraus folgt nothwendig, daß von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größeren Zahl.

Ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt, damit sie sowohl auf die Gesinnungen ihrer Untergebenen als in der That wirken können.

Die Auswahl der Personen ist ihnen ganz und gar freygelassen worden, Vorstellungen, und beygebrachte Ursachen, dann die allemahl schätzbaren Wahrheiten, habe Ich von Chefs so, wie von jedermann immer mit Vergnügen aufgenommen, täglich und stündlich war ihnen Meine Thüre offen, theils um ihre Vorstellungen anzuhören, theils ihre Zweifel aufzuklären. Nun erachte Ich Meiner Pflicht, und derjenigen Treue gemäß, so Ich dem Staate in allen Meinen Handlungen

lebenslänglich gewidmet habe, daß Ich ernstgemessenst auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahm, von Mir gegebenen Befehlen und Grundsätzen halte, welche Ich bis jetzt nicht ohne Leidwesen so sehr vernachlässiget sehe, daß zwar viel befohlen, und auch expedirt, aber auf die Befolg- und Ausübung auf keine Art gesehen wird; daraus entsteht, daß so viel wiederholte Befehle erfolgen müssen, und man dennoch von nichts versichert ist, ja nur die meisten insoweit handwerksmäßig die Geschäfte behandeln, daß nicht mit dem Absehen, das Gute zu erwirken und die Leute von demselben zu belehren, zu Werke gegangen, sondern nur das höchst Nothwendige geleistet werde, um nicht in einen Proceß zu gerathen und die Cassation zu verdienen.

Auf die mechanisch knechtische Art ist es unmöglich, mit Nutzen die Geschäfte zu betreiben. Wer bey einer Hofstelle oder in einem Lande ein Chef, Vice Präsident oder Kanzler, Rath, Kreyßhauptmann, Obergespahn, Vicegespahn oder Vorsteher was immer für einer Gattung geistlich-weltlich oder Militär-Standes seyn, oder verbleiben will, muß

1^{ten} Von nun alle nach Maaß des ihm anvertrauten Faches der Staatsverwaltung von Mir erlassenen Hauptentschlüssungen und Normal-Resolutionen neuerdings aus den Registraturen erheben, selbe sammeln, und solche dergestalt fleißig lesen und durchgehen, damit er den wahren Sinn derselben und deren Absehen sich ganz eigen mache.

2^{ten} Hat die Erfahrung nur leider erwiesen, daß anstatt das Gute in einer Resolution aufzusuchen, und den Sinn, den man gleich nicht recht begreift, zu ergründen, oder nach billigem Vertrauen auf die bekannten Gesinnungen, selbe mit Eifer zu ergreifen und sich die Befolgung angelegen zu halten, man nur denselben auf der unangenehmen, oder verkehrten Seite betrachtet, dessen Expedirung so lang als nur möglich verzögert, ohne Erläuterung dahin giebt, keinen Menschen belehret, und dergestalten nur ein unwürksames Geschrey auszubreiten trachtet, ja meist eine unbedeutende, und öfters zur Befolgung nicht genug klare Belehrung hinaus giebt, anmit aber den wahren Unterschied nicht beobachtet, daß der Landesfürst durch seine Befehle nur

seine Gesinnungen und Absehen zu erkennen giebt, seine Hof- und Länderstellen aber gemacht sind, seine Willensmeinung bestimmter zu erklären und alle Wege, welche zu deren richtiger, genauer und geschwinderen Befolgung führen können, auszuwählen und Anstände zu entfernen, auch darauf beständig zu wachen, daß sie fleißig und ohne Ausnahme befolget werden, weil nur aus dem ganzen Umfang und aus genauer Befolgung das wahre Gute entstehen kann und zu geschehen hat.

Ohne dieses Absehen und Gesinnung wäre die Beybehaltung so vieler Hof- und Länderstellen und übrig davon abhängender Beamten die übelste Staats-Wirtschaft, da mit so vielen Kosten so viele Leute gehalten würden, die mehr zur Verwirrung und Vereitlung der Geschäfte, als zu deren Beförderung und Befolgung dienen. Wenn diese Stellen nur materialisch verbleyben, nicht würken, und nicht nachsehen, so könnte keine wirthschaftlichere Einrichtung seyn, als sie sammentlich abzudanken und dadurch Millionen zu ersparen, welche an der Contribution nachgelassen würden und wovon der Unterthan eine viel größere Wohlfahrt spührte, als ihm iho bey schlechter Verwaltung von so zahlreichen Beamten zugehet und könnten die Befehle und Berichte ebenso gut gerade hieher ad centrum von den dominiis oder Kreyßhauptleuten einlaufen, allhier die Generalien gedruckt, an alle hinausgeschickt, sowie alle die Particuliers betreffende Gegenstände abgethan werden, als wenn so, wie anihö durch einen langen Umtrieb eine fahle Begleitung des Kreyßhauptmanns, oder Comitats der Landesstelle und ebenso der Hofstelle heraufgegeben und ebenso die erfolgende Entschliesung ohne weitere Belehrung hinausgerlassen wird, wodurch nur Zeit verlohren und viele Aufsäzgemachende, Überlegende, Eintragende, Abschreibende und endlich Unterschreibende besoldet werden.

Wenn aber, wie Ich es für die Zukunft erhoffen will, und einzuführen wissen werde, diese gesamt vom Staate besoldete, bloß allein nach ihrem Amte, mit allen ihren Kräften, auf die Befolgung aller Befehle, auf die Aufklärung und Einleitung aller Aufträge wachen, und das Gute in allen Theilen erhalten, und bewerkstelliget werden wird, alsdann ist deren Zahl und Beföstigung eine väterliche Vor-

sorge, wovon jedes Individuum in der Monarchie seinen Nutzen und das Gute zu ziehen hat.

3^{ten} Aus diesem folgt, daß bey allen Stellen, ohne Ausnahme, jedermann einen solchen Trieb zu seinem Geschäft haben muß, daß er nicht nach Stunden, nicht nach Tagen, nicht nach Seiten seine Arbeit berechne, sondern alle seine Kräfte anspannen muß, wenn er Geschäfte hat, um selbe vollkommen nach der Erwartung und nach seiner Pflicht auszuführen; und wenn er keine hat, auch derjenigen Erhollungen, die man so billig und doppelt empfindet, wenn man seine Pflicht erfüllet zu haben, sich bewußt ist, genüge. Der nicht Liebe zum Dienste des Vaterlandes und seiner Mitbürger hat, der für Erhaltung des Guten nicht von einem besonderen Eifer sich entflammt findet, der ist für Geschäfte nicht gemacht, und nicht werth, Ehrentiteln zu besitzen und Besoldungen zu ziehen.

4^{ten} Eigennuß von aller Gattung ist das Verderben aller Geschäfte, und das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten. Der Eigennuß ist nicht allein vom Gelde zu verstehen, sondern auch von allen Nebenabsichten, welche das einzige, wahre Beste, die aufgetragene Pflicht, und die Wahrheit in Berichten und die Genauigkeit in Befolgen, Verdunkeln, Bemänteln, Verschweigen, Verzögern oder Entkräften machen. Jeder der sich dessen schuldig macht, ist für alle weitere Staatsdienste gefährlich und schädlich, sowie der, der es weiß und nicht entdeckt, mit ihm unter der Karte steckt und ebenfalls entweder aus dessen Eigennützigkeit seinen Nutzen zieht, oder nur die Gelegenheit erwarteth, solches gleichfalls zu thun.

Ein Chef, der von seinen Untergebenen dieß leidet, ist meinidig gegen sein Jurament, wogegen keine Erbarmniß oder Nebenrücksichten Platz zu greifen haben.

5^{ten} Wer dem Staate dienen will und dient, muß sich gänzlich hintansetzen, wie schon oben gesagt worden. Aus diesem folgt, daß kein Nebending, kein persönliches Geschäft, keine Unterhaltung ihn von dem Hauptgeschäft entfernen muß undalso, daß auch kein Authoritätsstreit, kein Ceremoniel, keine Courtoisie oder Rang ihn im mindesten abhalten

muß. Zu Erreichung des Hauptzieles, das Beste zu würken, der Eyrigste zu seyn, am mehresten Ordnung unter seinen Untergebenen zu halten heißt der Erste und Vornehmste zu seyn, ob also Insinuata, Noten, und dergleichen Kanzleysprünge, oder Titulatur beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt oder ungekämmt die Geschäfte geschehen, muß für einen vernünftigen Mann, der nur auf derselben Erfüllung sieht, ganz gleich und alles eins seyn; er muß selbe betreiben, er muß seyn Mittel unterlassen, damit sie guten Fortgang gewinnen; er muß mit Schwächern, mit Kränklichen Nachsicht, er muß Gedult mit seinen Untergebenen tragen, er muß ihr Vertrauen zu gewinnen wissen, er muß nichts für eine Kleinigkeit halten, was Wesentlich ist, dagegen aber alles Unwesentliche hindansetzen; das wird der Mann seyn, der ein ächter Vorgesetzter in seinen Theilen, so, wie jeder ihm Untergeordnete in seinem Fache seyn wird.

6^{tes} So wie eines jeden Pflicht ist, verläßlich zu berichten, alle Facta nach den Haupt-Grundsätzen zu beurtheilen, und seine Meinung freymüthig beyzurücken, so ist es auch die Schuldigkeit eines jeden Staats-Beamten, daß er selbst auf Abstellung aller Mißbräuche, auf die wahre und beste Art zur Befolgung der Befehle, auf Entdeckung der dagegen Handelnden, endlich auf alles, was zur Aufnahm und Besten seiner Mitbürger gereichen könnte, nachsinne, als zu deren Dienst wir sämmtlich bestimmt sind. Die gute Ordnung aber erheischt, daß ein Untergebener diese seine Gedanken durch seinen Obern einreiche, dieser, wenn er der Mann ist, wie er seyn soll, und seyn muß, wird vielleicht den in seinem Eyrer irre Gehenden mit Belehrung und mit Überzeugung väterlich zu recht weisen; thut er dieses, und er findet, daß ein solcher sein Vertrauen verdiene, so kann er es benutzen; jeder Chef soll aber vorzüglich dieses zu verdienen trachten, und wäre er höchst sträflich, wenn er nicht auf diese Art sich gegen seine Untergebenen benehmete, oder wohl gar das Gute, was sie vorschlugen, unterdrückte, und aus Nebenabsichten, oder vielleicht aus Eigendünkel ihnen nicht Gerechtigkeit über das widerfahren lasse, was sie erfonnen hätten und angezeigteten.

7^{ten} Jeden Chefs Schuldigkeit ist, daß er alles das Unnütze und Unnothwendige anzeige, und zur Abstellung vorschlage, sowie ein jeder Untergebener es seinem Chef vorzutragen hat, was er nur als einen Umtrieb der Geschäfte ansieht, der zum Wesentlichen nicht führt, und nur zwecklose Schreiberey und Zeitverlust verursacht, damit derley Hindernisse sogleich auf die Seite geraumet und Hände nicht unnütz beschäftigt werden, denen es sonst an hinlänglicher Zeit zum Nachdenken, und zu wichtigeren Sachen gebrechen müßte.

8^{ten} Da das Gute nur Eines seyn kann, nemlich jenes, so das Allgemeine und die größte Zahl betrifft, und ebenfalls alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, und also nur ein Absehen haben können, so muß nothwendig alle Eifersucht, alles Vorurtheil, so bis igt öfters zwischen Provinzen und Nationen, dann zwischen Departements so viele unnütze Schreibereyen verursacht hat, aufhören und man muß sich nur einmal recht eigen machen, daß bey dem Staats-Körper, so, wie bey dem menschlichen Körper, wenn nicht jeder Theil gesund ist, alle leiden, und alle zur Heilung, auch des mindesten Uebels, beitragen müssen; Nation, Religion muß in allen dießen keinen Unterschied machen und als Brüder in einer Monarchie müssen alle sich gleich verwenden um einander nutzbar seyn.

9^{ten} Fälschlich werden die unterschiedlichen Theile einer Monarchie unter einander verwickelt und mißkannt. Schon vom Landesfürsten anzufangen, dünkt sich jener der Mäßigste, welcher nicht wie viele, das Vermögen des Staates, und seine Unterthanen als sein vollkommenes Eigenthum ansieht und glaubt, daß die Vorsicht Millionen Menschen für ihn erschaffen und sich nicht träumen läßt, daß er für den Dienst dieser Millionen zu diesem Plaze von selbst bestimmt worden, und jener unter den Ministern hält sich für den gewissenhaftesten, der nicht die Plusmacherey, um sich seinem Landesfürsten beliebt zu machen, zum einzigen Augenmerk nimmt; Ersterer und die letzteren glauben sich gefällig genug, wenn sie die Staatseinkünfte als ein Interesse betrachten, das ihnen von dem Capital der inneren Staats-Reichthümer zustehet, und auf dessen Erhaltung sie zwar zu wachen, zugleich aber

möglichst bedacht zu seyn haben, daß die Benutzung in allen Gefällen, und Rubriken um ihr Capital nur stets auf ein höheres Procent zu bringen, immer wachsen machen.

So hält der Civilstand den Militarstand bloß zu Eroberungen und zu Hindanhaltung des Feindes geeignet, in Friedenszeiten aber für einen Bluteigel des Contribuirenden Standes und der Soldat glaubt sich wieder berechtigt, vom Lande für sich den möglichsten Nutzen zu erhalten.

Der Mautner sieht nur auf die Vermehrung des ihm anvertrauten Gefälles, und so trachtet der, dem die Leitung der Bergwerks-Erzeugung obliegt, damit nur sein verschmelztes Erz sich vermehre, selbes wohlfeil erzeuge, und seine Abfuhr gut ausfalle; und endlich der Richter befließt sich seinerseits nur, daß das Ansehen und alle Formen in Behandlung der Gerichtshändel wohl beobachtet werden.

Dieses sind die Hauptleitführer eines Staates, welche sammt allen ihren Individuen nur auf sich und nicht auf das Allgmein sehen, ja unter ganz falschen Grundsätzen die Staats-Verwaltung betrachten.

Der Soldatenstand bestehet aus mehreren Tausenden in der Ordnung gehaltenen und zum Dienst des Staates gebildeten Leuten. Das Wenige, was Sie an Gehalt empfangen, verzehren sie im Lande und sind also Consumenten; dasjenige, was ihnen der Staat in Natura verschafft: nemlich Nahrung und Kleidung wird im Lande bis auf sehr weniges producirt, manufacturirt und fabricirt; ja die Beurlaubung giebt dem Ackerbau, den bürgerlichen Gewerben mehrere Hände und die Leichtigkeit zu heurathen, macht sie also ebenfalls zu Procreanten.

Die Finanzen, welche von dem Landesfürsten immediate geleitet und bestimt werden, betrachte Ich nicht im obigen Gesichtspunkt mit dem großen Haufen, sondern Ich erwäge hiebey, daß, da die Belegungs- und Gefälls-Benutzung willkürlich vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt, ein jedes Individuum, so entweder Besitzungen oder einen Nahrungs Verdienst im Lande hat, sey durch seiner Vorältern Vorsicht, oder durch seinen Schweiß und Industrie

erworbenes Vermögen dergestalt, und mit einem blinden Vertrauen in einer Monarchie auf den Landesfürsten compromittiret, daß nämlich jeder nur in soweit belegen und beytragen wird, als es die unumgängliche Nothwendigkeit des Ansehens und der daraus entstehenden Sicherheit, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die innerliche Ordnung und die mehrere Aufnahme des ganzen Staatskörpers, von dem jeder einen Theil ausmacht, fordert, daß ferner die Monarchie in der Ausgabe nichts außer diesen Hauptabsichten verschwenden, die Abgaben auf die wohlfeilste und verlässlichste Art erhalten, und dem Staat in allen seinen Theilen zu bedienen trachten wird, wofür dem Allgemeinen, und jedem Individuo Rechenschaft zu geben schuldig, und seiner eigenen Vorliebe für Personen der Freygebigkeit selbst gegen Nothleidende, wiewohl einer der vorzüglichsten Tugenden des Wohlhabenden bey Verwaltung der Allgemeinen ihm nicht gehörigen Staatseinkünfte, sich keineswegs überlassen dürfe, sondern nur mit dem, ihm als Particulier eigenthümlichen Vermögen, sich dergleichen Vergnügungen verschaffen dürfte. Sollte er aber nach hinlänglicher Versehung der Monarchie in allen Theilen etwas ansehnliches in den Ausgaben vermindern können, so ist er schuldig, es in der Einnahme durch Nachlässe zu vermindern, weil jeder Bürger nicht für den Überfluß, sondern nur für den Bedarf des Staates beyträgt.

So muß ein Vorsteher der Mauth selbe lediglich als die Schleusen des Handels und der Landes-Industrie betrachten und den sich etwa bey diesem Gefäll ergebenden Abgang reichlich und gewiß in einem doppelten Betrage durch den Vortheil ersetzt seyn, sich versichern, der durch die erweiterte innerliche Nahrungsweege und Industrie in zertheilten Händen sich befinden wird, und also sein Hauptaugenmerk nur auf die Hindanhaltung des dieser Verbreitung der Nahrungsweege schädlichen Schleich- und fremden Handels richten.

So muß ebenfalls der Bergwerks-Producent gleich jenem Particulier denken, und diese Production der Erzte als eine Fabrik ansehen, wo jedermann, der bey selber arbeitet, oder durch seine besitzende Oberfläche, und deren Erzeugnis seine Convenienz finden muß, ohne daß er gezwungen werde, zu Erzeugung eines mehrern Erztes und

Salzes seiner Convenienz, oder dem bessern Verschleiß seiner Producte zu entsagen.

So muß endlich der Richter nicht auf die Form mehr, als auf die Ausübung der Gerechtigkeit sehen und da das Wort Gerechtigkeit nur in sich die größte Billigkeit fasset, so muß er auch auf die Behändigkeit und wohlfeile Bedienung des Staates darin den Bedacht nehmen.

10^{ten} In Geschäften zum Dienste des Staats kann und muß keine persönliche Zu- oder Abneigung den mindesten Einfluß haben. So wenig, als sich unterschiedene Charaktere und Denkungsarten untereinander in dem bürgerlichen Umgange in eine freundschaftliche Verbindung nöthigen lassen, eben so muß in Geschäften deren Wohl und Beförderung das einzige Ziel der Dienenden seyn, und jedem der Liebste, der Schätzbarste seyn, welcher am tauglichsten und fleißigsten ist.

Dieses ist die Pflicht der Obern gegen ihre Untergebenen, jene aber, so in gleichem Charakter und Range untereinander sind, müssen die nemliche Würksamkeit, die nemliche Thätigkeit in Geschäften haben und mitsammen ohne Rücksicht auf Rang oder Ceremonie die Geschäfte behandeln, betreiben, einander besuchen, miteinander sich verabreden, einen den anderen belehren, nicht Beschwerden gegen einander anführen, vielmehr alles vergessen, um das Geschäft gehen zu machen. Sie müssen die wechselseitigen Unvollkommenheiten ertragen, geschwächte Gesundheit zu Gute halten, Tage und Stunden verwenden, die sie können, und kurz als Freunde, als Brüder, die nur Ein Ziel haben können und sollen, mitsamen handeln. Dieses versteht sich vorzüglich auf die Chefs und diese müssen auch ihre Subalternen untereinander und mitsamen dazu anhalten.

11^{ten} Die Eigenliebe muß keinen Diener soweit verblenden, daß er sich schäme von einem andern etwas zu lernen, er mag nun seinesgleichen oder minder seyn. Die gute Wirkung, die ein oder anderer in Einleitung eines Geschäfts und dessen Ausübung erfunden hat, muß er eben so froh seyn, seinen Mitbrüdern und Kollegen zu erklären sowie diese froh seyn müssen, selbe von ihm zu überkommen alles

in dem allgemeinen Hauptziele zum Besten für den Dienst des Staats.

12^{ten} Die Expedirung der Befehle, sowie in wichtigern Sachen die Anfragen und Berichtlegungen müssen nicht nach dem materiellen Lauf für Raths- und gewöhnliche Expeditions-Tage verschoben bleiben, sondern derjenige Trieb, der jeden zur Erfüllung der Endzwecke beseelen muß, muß sie auch in diesem leiten, und ohne weiteren Zeitverlust in Bewegung setzen.

13^{ten} Da alles darauf ankömmt, daß die Befehle richtig begriffen, genau vollzogen und die verwendende Individuen nach ihrer Fähig- oder Unfähigkeit richtig beurtheilt, erkannt und darnach angewendet werden, so ist es unentbehrlich nothwendig, daß alle Jahre, oder so oft nur eine Vermuthung ist, daß es in ein oder anderer Provinz entweder unordentlich, oder langsam, oder nicht zweckmäßig zugehet, entweder der Chef selbst, oder der von ihm abschickende sich sogleich zur Landesstelle, oder dem General-Commando begeben, die Umstände in loco untersuche, die verwendende Subjecte prüfe, jedermann anhöre, und hernach sogleich nach den schon bestehenden Befehlen das Unrechte abstelle, jeden zurecht weise, oder die sich findenden erheblichen Umstände Mir anzeige, zugleich aber die Beseitigung der untauglichen Subjecte veranlasse.

Auf diese nemliche Art hat eine jede Landesstelle ihre untergebene Kreishauptleute, Komitate &c. &c. zu respiciren und alljährlich entweder in Persona des Chefs oder durch einen abgeschickten vertrauten Mann zu untersuchen und das nemliche darinn zu beobachten, was die Hofstelle gegen sie thut und besonders sie auf die ordentliche Haltung der Protokollen, Erfüllung der Vorschriften und Befehle anzuhalten. Bey diesen Untersuchungen müssen hauptsächlich die eingeführten Conduitelisten rectificirt und die Meinungen, die man von diesen Beamten in publico hat, erhoben und bestimmt werden.

Die Kreishauptleute, die Ober- und Vicegespänne müssen auf die nemliche Art ihre Kreiskommissärs, ihre Stuhlrichter, und diejenigen Dominien visitiren und bereisen, welche ihrer Aufsicht unterstehen und so soll ebenfalls bey dem Kreisse über jeden Oberbeamten oder Praefecten

eines Domini die Conduiteliste hauptsächlich in Ansehung folgender 2. Punkten geführt werden: ob er nemlich in Beobachtung der Befehle genau, auch sonst ein williger Man sey? weil jene Grundobrigkeiten, die nicht in persona ihre Güter verwalten, und also die Befehle nicht selbst in Ausübung bringen können, und daher in ihren Oberbeamten und Praefecten compromittiren, für deren facta sich verpflichten, und zu deren Abdankung bey vorkommenden Unordnungen von Staatswegen angehalten werden müssen.

14^{ten} Jeder wahre Diener des Staats und redlich Denkender muß bey allen Vorschlägen und Verbesserungen, welche offenbar für das Allgemeine, sey es in Belegungsart, in der Besteuerung, oder in einer, wirtschaftlichen Gebahrung nutzbarer, einfacher, oder ordentlicher ausfallen können, wie auf sich zurücksehen, nach seinem persönlichen Interesse die Annehmlichkeit die Sache berechnen, und sich dagegen, wenn sie ihm lästig, und dafür, wenn sie ihm nutzbar wäre, erklären, sondern er muß sich stets nach dem großen Grundsatz benehmen, daß er nur ein einzelnes Individuum sey, und daß das Beste des größeren Haufens, weit das seinige, sowie eines jeden Particulier und selbst des Landesfürsten, als einzelner Mann betrachtet, übertreffe; er muß erwägen, daß er an dem, was für das Allgemeine, dessen einzelnen Theil er ausmacht, nutzbar ist, ganz gewiß, wenn es ihm auch nicht gleich Anfangs einleuchtend wird, dennoch in der Folge einen der Vortheile selbst finden werde.

Dieses sind in kurzen Meine Gesinnungen. Daß selbe befolgen zu machen Mich Pflicht und Überzeugung leitet, können meine Worte und mein Beyspiel beweisen, und daß Ich selbe in Ausübung setzen werde, kann man hienach versichert seyn. Wer nun mit mir so denkt und sich als einen wahren Diener des Staats, solange er selbem dienet, ganz mit Hindansehung aller andrer Rücksichten widmen will, für diesen werden vorstehende meine Sätze begreiflich seyn, und in deren Ausübung eben so wenig als Mir beschwerlich fallen, jener aber, der nur das seinem Dienst anklebende utile oder Honorificum zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staats aber, als ein Nebending betrachtet,

der soll es lieber voraussagen und ein Amt verlassen, zu dem er weder würdig, noch gemacht ist, dessen Verwaltung eine warme Seele für das Staatsbeste und eine vollkommene Entfagung seiner selbst und aller Gemächlichkeiten fordert.

Dieses ist, was Ich jedermann zu erkennen zu geben finde, damit das so wichtige Werk der Staatsverwaltung zu seinem wesentlichen Endzweck von jedem dazu Gebrauchtwerdenden, geleitet werde.

Die Chorcapellen der Votivkirche in ihrem neuen Farbenschmucke.

Besprochen von Dr. Karl Lind.

Wenn wir unter den Wiener Kirchen Umschau halten, so finden wir, daß jenes hochwichtige Decorationsmittel, das die Malerei bietet, während der verschiedenen Jahrhunderte zur Auszierung der kirchlichen Räume nicht stets mit gleicher Vorliebe angewendet und gepflegt, ja daß den Schöpfungen derselben nicht immer die nöthige Objsorge für deren Erhaltung zugewendet wurde.

Von Kirchen aus der romanischen Stylperiode und dem halben darauffolgenden Jahrhundert, während dessen sich der allmähliche Uebergang aus diesem in den gothischen Styl bewerkstelligte, können wir hinsichtlich kirchlicher Decorationsmalerei kaum sprechen, denn die wenigen Reste von Wandgemälden in den ältesten Theilen der Stephanskirche enthalten nur Spuren von Bildern, die wohl die Verwendung der Malerei zum Kirchenschmucke constatiren, aber kaum ein Urtheil über dieselbe zulassen, wenngleich der Schluß, daß die romanische Stephanskirche in ihrem Innern ganz bemalt war, einige Berechtigung für sich hat.

Mit den Kirchen gothischen Styles ist bekanntlich Wien heute auch nicht reichlich bestellt, und in denselben dürfte die große figurale Malerei kaum eine bedeutendere Verwendung gefunden haben. Weder an der alten Minoritenkirche, noch an der herrlichen Mariastiegskirche finden wir dahin deutende Anzeichen, von der am Hofe, dann der Johanniter- und Deutschen Ordenskirche sei ganz geschwiegen und so ist es wieder nur die Stephanskirche, von der uns bekannt ist, daß

sie stellenweise mit figuralen Fresken ausgeziert war. So wissen wir von einem großen St. Christoph-Bilde, das eine ganze Wandfläche im Abschlusse des Zwölfbotenchores bedeckte, wir sehen heute noch dasselbst einige Apostelköpfe in medaillonartigen Umrahmungen erhalten, an einem Pfeiler der linken Außenseite erkennt man Reste ebenfalls eines Christoph-Bildes, was so ziemlich alles ist, das uns an derartiger Malerei bis Ende des 15. Jahrhunderts in Wiener Kirchen erhalten blieb.

Vom 16. Jahrhundert an, als mit der erblühenden Renaissance die Kunst sich allmählich auch in Wien in herrlichster Weise zu entwickeln begann und man endlich zu neuen Kirchenbauten schritt, kam auch die kirchliche Monumentalmalerei zur vollen Geltung und fand in deren Auszierung ein großes und lohnendes Feld für ihre erfolgreiche Bethheiligung. Wir wollen nur der Beispiele wegen auf die herrlichen Deckenmalereien in der Dominicaner- und Universitätskirche, auf die wunderbaren Kuppelbemalungen der St. Peters- und Karlskirche, auf die schönen Bilder in den Gewölbefeldern der Serviten-Ordenskirche hinweisen, welche der Belege genug dafür bieten, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein, diese Art der Malerei in Wien ihren Höhepunkt erreicht hat und daß während dieser Zeit ihr in ungewöhnlicher Ausdehnung die Möglichkeit gegeben war, sich großartig zu entfalten. Um den Schluß des 18. Jahrhunderts trat nun selbstverständlich auch in der Pflege dieses Kunstzweiges ein erlahmender Stillstand ein, den erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Kirchenbauten in der Jägerzeile und in Altlerchenfeld zu beseitigen vermochten, und neues, zu besten Hoffnungen berechtigendes Leben begann wieder in ihm.

Ein ausgedehntes Feld für die kirchliche Malerei wurde dieser Kunst bei der Botivkirche eingeräumt. Als dieselbe im April des Jahres 1878 in feierlichster Weise dem Gottesdienste übergeben wurde, hatte die große Malerei noch nicht, wie es in der Absicht stand, in selbstständiger Weise an der Ausschmückung dieses herrlichen Bauwerkes mitgewirkt, sondern sich vorläufig mit ornamentalen Auszierungen und kleineren Darstellungen an den Gewölben, mit Wappenbildern an den Wänden u. s. w., der Architektur anschmiegend und gewissermaßen nur sie ergänzend wirkend, begnügt.

An den großen Wandflächen, wie sie beispielsweise das Querschiff oder die Seitencapellen bieten, und die in den Chorcapellen zur Verfügung standen, war damals noch kein malerischer Schmuck zu finden. Ueberhaupt war noch manches übriggeblieben, um das prachtvolle

Gotteshaus in seiner Innenausstattung zu vollenden. Die maßgebenden Kreise, an deren Spitze der kunstsinige Propstpfarrer, haben jedoch nicht gezögert, sofort Rath zu schaffen. Man legte ungesäumt Hand ans Werk und heute, nachdem ein Zeitraum von kaum mehr als zehn Jahren abgelaufen ist, sehen wir dasselbe Gotteshaus in seiner Ausstattung bereits weitaus mehr vervollständigt und durch viele hochwichtige Kunstschöpfungen bereichert. Um nur einzelne Beispiele anzuführen, weisen wir auf die herrlichen Abschlußgitter des Chorumganges hin, auf das kunstvolle stabile heilige Grab, auf die Fertigstellung des Taufsteines durch die Zugabe des prachtvollen Metalldeckels, auf die Ausgestaltung der Kanzel, auf die Um- oder eigentlich dem Plaze nach richtige Aufstellung des Salm-Denkmales, auf die Beschaffung zahlreicher kostbarer Kirchenfahnen hin u. s. w.

Aber auch die Monumentalmalerei war während dieses Zeitraumes nicht unbeschäftigt gewesen, es war ihr vielmehr Gelegenheit gegeben worden, ein großes Werk daselbst zu schaffen.

Wenn wir uns den Grundriß der Kirche vor Augen halten, so werden wir ersehen, daß das eigentliche im Siebeneck geschlossene Presbyterium mit einem aus elf Joche bestehenden Umgange ausgestattet ist, und daß an sieben dieser Joche, und zwar an die den eigentlichen Chorabschluß umschließenden, je eine aus fünf Seiten des Achteckes construirte und auspringende Chorcapelle angebaut ist. Fünf dieser Capellen haben je drei, zwei je fünf große mit Maßwerk und Glasmalerei gezierte Fenster. Dieser Anordnung entsprechend enthalten daher die ersteren fünf je zwei, und zwei Capellen, nämlich je eine an jedem Flügel, je drei Wandflächen. Zur Zeit der Einweihung der Kirche waren diese Wandflächen undecorirt.

Mit richtigem Blicke hatte der kunstreiche Meister der Botivkirche schon vom Anbeginn diesen für eine malerische Ausstattung eminent geeigneten Stellen auch eine solche zugedacht und die beim Bauschlusse entscheidenden Kräfte erkannten, daß erst durch deren Herstellung die Innendecoration der Kirche ihrem künstlerischen Abschlusse nahe gebracht werden könnte und erst dadurch die Chorcapellen, denen überdies noch meistens die Altäre fehlten, den Eindruck der Nüchternheit, den sie ungeachtet der herrlichen Glasmalerei machen, verlieren würden.

Das Ministerium für Cultus und Unterricht trat bei dem Umstande, als die für die Ausschmückung der Kirche bestimmten Geldmittel schon erschöpft waren, helfend ein. Es entschloß sich noch im Jahre 1879 für die malerische Ausstattung dieser Capellen durch Her-

anziehung von Staatsmitteln zu sorgen. Es wurde festgesetzt, daß an den Wänden der sieben Capellen Malereien ausgeführt werden, welche den in den Fenstern bereits vorhandenen Darstellungen aus dem Marienleben dem Inhalte und Style nach entsprechen.

Malers M. Trenkwald, Professor der Wiener Kunstakademie machte den Entwurf für eine derartige künstlerische Ausstattung der sieben Capellen. Er wählte als Programm die Entwicklung des Mariencultus und die Pflege desselben bis in unsere Zeiten. Bei Durchführung dieses in seiner Auffassung und den sich daraus ergebenden Beziehungen überaus reichhaltigen und auch anregenden Stoffgebietes war es wohl selbstverständlich, daß auf die Propheten und Sibyllen des alten Bundes, auf jene alttestamentarischen Frauen, welche von der Kirche als Vorbilder Mariens angesehen werden, auf die Sinnbilder der lauretanischen Vitanei zu Ehre der Muttergottes und insbesondere auf jene heiligen Personen aller Jahrhunderte, welche den Mariencultus hoben, Bedacht zu nehmen war. Als lebendige Zeugen frommer Verehrung Mariens in allen Gauen des österreichischen Reiches an beiden Ufern der Leitha sollten die marianischen Cultusstätten dienen, wovon eine Anzahl der hervorragendsten und unter Rücksichtnahme auf alle Königreiche und Länder unseres Gesamtstaates in ihrer Beziehung bildlich darzustellen wären. Der geschichtlichen Entwicklung sollte nur insoferne Rechnung getragen werden, als die einzelnen Heiligen ihrer Bedeutung und Wirksamkeit nach chronologisch geordnet werden sollten. Selbstverständlich durfte der Beigabe entsprechender Schrifttexte nicht entsagt werden.

Da es aber unvermeidlich schien, das architektonische Verhältniß der sechzehn zur Verfügung stehenden Bollwände zu denen, die mit spitzbogigen Messerfenstern durchbrochen waren, in entsprechende Würdigung zu ziehen, so ergab sich die Nothwendigkeit in der Anordnung der Bilder und deren Umgebung, sowie in der architektonischen Eintheilung eine gewisse Uebereinstimmung mit den architektonischen Motiven der Capellen herzustellen.

Nachdem Seine k. und k. Hoheit, Herr Erzherzog Karl Ludwig, als Protector des Botivkirchenbaues das Programm des Professors Trenkwald genehmigt hatte, wurde diesem noch im Jahre 1880 die Ausführung der Malerei übertragen und selber legte sofort Hand an das Werk. Für die Ausführung wurde eine Arbeitseintheilung in der Weise festgesetzt, daß binnen neun Jahren, von 1881 angefangen, das Werk vollendet sein konnte. Mit dem Herbst 1889 erreichte daselbe thatächlich seinen Abschluß. Professor Trenkwald war während dieser

Zeit immer entweder selbst thätig, oder seine Gehülfen anleitend und führend, an der Ausführung der Bilder theilhaftig.

Es muß bei dieser Gelegenheit bemerkt, ja geradezu als eine ganz richtige Maßregel hervorgehoben werden, daß Professor Trenkwald zu diesen Arbeiten, die figuralen Darstellungen betreffend, auch seine Akademiestüler heranzog und dabei tüchtig verwendete, was als im Interesse der praktischen Uebung in der Monumentalmalerei gelegen, vollkommen gerechtfertigt erscheint und ihm auch hohen Ortes empfohlen worden war. Für die durch die Gruppierung der Bilder nothwendig gewordene ornamentale und architektonische Malerei war der Künstler Karl Franz Sobst gewonnen worden, welcher seine Aufgabe bereits im vergangenen Jahre abgeschlossen hatte.

Wenn wir nun die Chorcappellen von der Seite bei der Sacristei ausgehend durchschreiten, so sehen wir als Beginn für den sich nun entwickelnden Cyklus, und denselben gewissermaßen einleitend in der ersten Capelle, und zwar oben an der ersten Wand die heil. Jungfrau mit dem Kinde in der Strahlenglorie, darunter Elias, Isaias und Lucas. Ersterer in Beziehung auf die Sehnsucht der jungfräulichen Mutter des göttlichen Erlösers, der Andere mit Bezug auf die Weissagung und höhere Beredsamkeit als Trösterin der Menschheit und der Dritte mit Beziehung auf die der Kirche dienende Kunst. In kleinen Medaillons erkennen wir den Sündenfall und die Verheißung dargestellt. Auf den Spruchtafeln steht: „Es wird hervorgehen ein Reis aus dem Wurzelstocke Jesus, eine Blume mit seinen Wurzeln steigt empor.“

Die sich anreihenden vierzehn Wände der einzelnen Capellen bringen nun programmäßig mit entsprechenden Textstellen die Bilder der Propheten, Kirchenväter und Heiligen in chronologischer Aneinanderreihung, Sibyllen, alttestamentarische Frauen mit Sinnbildern aus der lauretaniſchen Vitanei, in den untersten Feldern aber Darstellungen aus der Entstehungsgeschichte der wichtigeren marianischen Gnadenorte in Oesterreich, und zwar eines oder zwei derselben auf je eine Wand vertheilt.

Die vier großen Propheten beginnen die Figurenreihe, weil zahlreiche Aussprüche derselben als Weissagungen auf die heil. Jungfrau von der Kirche anerkannt werden, dann folgen die großen Kirchenväter und eine Anzahl heil. Kirchenlehrer, die in ihren Schriften und Reden der Verehrung der Gottesmutter klaren und bestimmten Ausdruck geben und dieselbe den Gläubigen anempfehlen. Von den heiligen Jungfrauen

und Märtyrerinnen finden wir dargestellt: Lucia, Cäcilia, Agnes und Agatha, weil diese in der Allerheiligenlitanei an der Spitze stehen und ihre Legenden den Beweis liefern, welche tiefe und innige Verehrung der heil. Jungfrau sie beselte.

Die bildlichen Darstellungen aus den Legenden der wichtigsten Mariencultusstätten, die mit der ersten Wand beginnen, wurden ausgewählt in Würdigung der großen Bedeutung auf die in allen Gegenden verbreitete hohe Verehrung Mariens, für welche eben diese Legenden von hoher Bedeutung sind. Sie sollen das lebende Bild jener religiösen und sittlichen Richtung geben, die zur Zeit des Erblühens jedes Gnadenortes bei dem betreffenden Volke bestand. Bei der Auswahl der Darstellungen dieser Gnadenorte war der Künstler bestrebt Maria stets siegend bis in unser Jahrhundert, stets als Helferin in der Noth, als Zuflucht der Kranken und Trösterin der Betrübten und barmherzige Fürbitterin erscheinen zu lassen.

Wir finden auf der zweiten Wand: Ezechiel und Jeremias, Abdias und Daniel, drei Medaillons mit den Sibyllen Chaldaea, Delphica und Libica, und auf den Schrifttafeln die Sätze: „Ich werde den Zweig der Ceder pflanzen auf einen sehr erhabenen Berg“ — „Ich werde geben dem David einen gerechten Sproß“ — „Nahe ist der Tag des Herrn über alle Völker“ — „Wie du denn gesehen, daß vom Berge sich ein Stein losriß ohne Menschenfünde“. Auf der dritten Wand sehen wir oben in einem Medaillon wieder eine Sibylle, dann Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor den Großen, in Medaillons Eva und Sara; die Sprüche lauten: „Maria du Mutter aller Gläubigen“ — „Du Mutter und Herrin der ganzen Welt“ — „Maria, du Mutter der Vollkommenheit“ — „Bitt Gott für uns, Alleluja“. —

In der zweiten Capelle sehen wir an den beiden Wänden die Gestalten der heil. Agatha, Ephraim und Cäcilia, dann Agnes, Gregor N. und Lucia, in Medaillons Rebecca, Rachel, Abigail und Michal; die Schrifttexte sagen: „Maria du Mittlerin zwischen Himmel und Erde“ — „Königin und Beherrscherin alles Geschehenen“. — Mit dieser Wand beginnen nun die Darstellungen der marianischen Gnadenstätten und aus marianischen Legenden: Alt-Bunzlau, ein ackernder Bauer findet das Marienbildniß; — Heiligen-Berg (Böhmen) ein Reisender, umringt von Wegelagerern, ruft Maria um Beistand an; — Ragusa: ein heiliger Mönch bändigt den Drachen.

In der dritten Capelle sehen wir in den Medaillons Esther und Judith, Ruth und Hagar, als Figuren: Nicolaus von Myra,

Leo den Großen und Cyrill von Alexandrien, dann S. Ildesons, Benedict und Germanus, dann das Muttergottesbild des heil. Hyacinth zu Lemberg und dann Mariabrunn in Kärnten (Herzog und Bauer im Walde), Maria Schnee in Krain (Bettlerin im Getreidefeld), dabei die frommen Sprüche: „Maria du königliche Jungfrau, du Wiederherstellerin der verlorenen Welt“.

In der vierten Capelle ist dargestellt: S. Margaretha, Johannes, Damascenus und Dorothea, dann S. Helena, Anselmus und Brigitta, in Medaillons: Spiegel der Gerechtigkeit (Ursache unserer Fröhlichkeit), Göttliches Gefäß (Sitz der Weißheit), dabei die Worte: „Uner schöpflisches Meer der Freude“ — „Du Tempel der Barmherzigkeit“. Als Andachtsstätten sehen wir Terzel in Croatien (Mönch mit der Erscheinung des heil. Hauses) und Wien das Himmelpfortkloster (der reuigen Nonne Rückkehr ins Kloster), Wranau in Mähren (Heilung des blinden Statthalters) und Maria-Sich in Ober-Osterreich (Ritter besiegt den Bösen).

In der fünften Capelle sehen wir auf der einen Wand in Medaillons das ehrwürdige Gefäß, die geistliche Rose, dann die heiligen Petrus L., Bernhard und Petrus D.; wir lesen daselbst: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria“ und finden auf Maria-Plain in Salzburg und Sz. Szomlys in Siebenbürgen bezügliche Bilder (ein Bürger findet das unverkehrte Gnadenbild, Frauen und Kinder flüchten vor dem feindlichen Einbruche). Auf der anderen Wand erscheinen S. Franz v. A., Dominicus und Antonius von Padua, dabei die Worte: „Du Trösterin der Elenden“, in Medaillons den Thurm David's und das Gefäß der Andacht, und zu unterst sehen wir mit Bezug auf Mariazell in der Steiermark den Einsiedler in seinem frommen Wirken dargestellt.

Auf den beiden Wänden der sechsten Capelle ist uns vorgeführt: S. Theresia, Bonaventura, Katharina von S., Rosa von L., Thomas Aquinus und Maria Magdalena de Pazzis; in den Medaillons: die Arche des Bundes, die Pforte des Himmels, den Morgenstern und Heil der Kranken. Wir finden als historische Bilder mit Beziehung auf die Verehrung Mariens in Slavonien (Dankprocession von Schiffbrüchigen), auf Warta in Schlesien (wehklagende Erscheinung Mariens), betreffend Tirol (Einsiedler in stiller Beschaulichkeit) auf Maria von der Linde (Georgenberg) sich beziehend. Die Inschriften lauten: „Du Zuflucht der Sünder“ — „Du Fürsprecherin der Armen“.

Die siebente Capelle ist wie die erste dreiwandig. An den ersten zwei Wänden erscheinen: S. Franz de P., Ignatius von Loyola, Philippus N., S. Vincenz P., Franz von Sales und Alphons von L., dabei die Worte: „Trost der Elenden, du allgemeine Mutter der ganzen Welt“; in den Medaillons: „Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten, Helferin der Christen, Königin der Engel“. Als Gnadenorte erscheinen Mariabrunn in Niederösterreich (Erzherzog Max I. Traumgesicht im Feldlager), Kaltenbrunn in Tirol (Neuiger Ritter verläßt das Treiben der Welt) Radna und Szegedin in Ungarn (Einfall der heidnischen Schaaren und Erscheinung Maria's in der Schlacht bei Zenta.)

Entsprechend dem Eingangsbilde schließt der Bilderzyklus auf der letzten Gemäldewand (d. i. der dritten Wand der siebenten Capelle) wieder mit einem marianischen Bilde. Wir sehen die Madonna Immaculata in der Glorie, vor ihr kniet Papst Pius IX., der hohe Lehrer der heiligen Jungfrau.

Was die Kosten der Herstellung dieser herrlichen Zierde der Votivkirche betrifft, so wurden sie, wie erwähnt, vom Ministerium für Cultus und Unterricht getragen und zwar aus dem ihm jährlich budgetmäßig zur Verfügung gestellten Credit, für Kunstaufträge und andere Kunstzwecke. Die Zahlungen erflossen allmählich nach Maßgabe der in den einzelnen Jahren zum Abschlusse gebrachten Arbeiten. Die Gesamtkosten erreichten nach Vollendung aller Gemälde den Betrag von 28.600 fl.

Mit dieser gewiß vollen Beifall verdienenden Kunstschöpfung wurde Wien um ein hochwichtiges Denkmal moderner Kunst bereichert. Möge der Monumentalmalerei, welcher nach langem Schlummer erst jetzt wieder, dank den Principien unserer Unterrichtsverwaltung, Gelegenheit gegeben wurde, durch ein größeres Werk in den Vordergrund zu treten, recht bald wieder ein neuer Anlaß geboten werden, mit weiteren solchen Werken hervortreten zu können.

Die Dolomiten.

Von R. v. Lendenfeld.

Wenn ein vernunftbegabtes Wesen herniedersteigend aus dem unendlichen Weltraum jenem Theile unserer Erde sich näherte, wo die blauen Gewässer der Adria die Küsten der Poebene bespülen, würde ein großartiger Anblick seine Augen begrüßen. Die Sonne steigt auf und erleuchtet schiefstrahlend und schwach nur die weite ungarische Tiefebene. Nacheinander flammen die Gipfel der Alpen im rosigen Morgenlicht auf, gleich Feuersignalen die Ankunft des Tagesgestirns von Osten nach Westen verkündend. Hell erleuchtet werden die östlichen Hänge der Berge, aber in tiefen Schatten noch liegen die westlichen Flanken und die Thäler, aus denen die Nacht nur allmählich weicht.

In scharfem Relief erhebt sich die Sculptur der Alpen, deren Gipfel im weiten Bogen die norditalienische Tiefebene und Adria umgürten. Lange Bergketten stehen colonnenartig hintereinander, geschieden durch breite Längsthäler. Weiß glänzen die schneebedeckten Hochgipfel und von den Firnsfeldern herab ziehen mächtige Eisströme.

Deutlich erkennt man in diesen parallelen Ketten die Reste mächtiger Falten der Erdrinde.

Doch besteht nicht überall die ganze Breite des Alpenzuges aus solchen Ketten, nur der centrale dunklere Theil des Gebirges erscheint durchaus von dieser Form. Die lichter gefärbten Nebenketten im Norden und Süden sind stellenweise ersetzt durch zerstreute, blockförmige Felsmassen, die ganz isolirt stehen und zwischen denen sich in der Tiefe undulirendes Terrain ausbreitet.

Eine solche Auflösung der Nebenzüge in isolirte Felsmassen wird besonders nördlich der Adria bemerkt. Hier steht eine Gruppe einzelner Felsberge, begrenzt im Süden und im Norden durch ostwestlich verlaufende Ketten anders geformten Gebirges.

In der Mitte dieser eigenthümlichen Gebirgsgruppe erhebt sich ein breitrückiger Felsberg, die Marmolada, welche nach Süden steil, nach Norden sanfter abgedacht und vergletschert ist.

Wohl mag diese eigenthümliche Gebirgsgruppe unseren überirdischen Besucher fesseln, denn er ändert seinen Curs und steuert auf den erwähnten eisgekrönten Gipfel zu, der in der Mitte der ganzen Gruppe liegt.

Je mehr er sich nähert, um so deutlicher wird der Contrast zwischen dem grünlichen Tiefland und den über dasselbe grabsteinartig aufragenden hellen Felsbergen. Es ist Frühling und auf jedem der höheren Berge liegt Schnee.

Im Norden und Westen ist die Grenze zwischen diesem Gebirge und den dunkleren Ketten eine scharfe, es füllt eine Bucht aus, die sich von Südosten weit in das Kettengebirge hinein erstreckt. Auch im Süden ist das Gebiet dieser Felsberge recht scharf von den Ketten abgegrenzt, welche es von der norditalienischen Tiefebene trennen. Nach Osten erstreckt sich das Gebirge weithin, allmählich an Höhe abnehmend.

Besonders scharf ist der östliche Theil dieses Gebirges von den Bergketten der Centralzone durch ein langes, breites und tief eingeschnittenes Thal geschieden: das Drauthal. Von der Quelle der Drau an dem weiten flachen Sattel des Toblacher Feldes läuft die nördliche Begrenzung in einer schwach nach Norden convexen Linie bis hinüber zum Eisachthal bei Meran. Dies ist der nordwestlichste Punkt. Hier wendet sich die Grenzlinie plötzlich nach Südwest und verläuft ganz gerade bis zum Idrosee. Die südlich vorgelagerten Ketten erstrecken sich vom Lago di Garda in ostnordöstlicher Richtung. Im Westen, zwischen dem Idro- und Gardasee, und im Osten, zwischen dem Ende der südlichen Kettengebirge und dem Drauthal, ist keine Grenze unseres Gebirges wahrzunehmen; an diesen Stellen geht es allmählich über in die östlich und westlich davon gelegenen Theile der südlichen Kalkalpen.

Naher der Mitte des ganzen Gebirges, etwas nordwestlich von dem Berge, auf den der Erdenbesucher zusteuert, liegt ein weit ausgedehntes Plateau, dem zahlreiche Berggipfel entragen, die aber ganz andere Form und Farbe haben, als die isolirten Felsberge; dieses

Plateau, das Bozener Porphyrplateau, ist vulcanischen Ursprungs. Es ragt von Norden her weit in die Bucht hinein, in welcher die hellen isolirten Felsberge stehen und theilt dieselbe in eine westliche und eine östliche Hälfte. Die letztere ist es, in welcher der eigenthümliche Bau des Gebirges am deutlichsten ausgesprochen ist, und hier steht auch jener hohe, schneebedeckte Berg, die Marmolada, auf welche unser Fremder zusteuert.

Eine Strecke weit nordöstlich verläuft, wie jetzt in der Nähe zu erkennen ist, die Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meer. Allerdings erheben sich aus ihr bedeutende Felsmassive, aber zwischen diesen liegen so viele, breite und tiefe Einsattelungen, daß dieselbe gar keine orographische Bedeutung hat. Alles Wasser, das von den Flanken der Marmolada selbst herabkommt, fließt nach Westen in den Avisio, nach Osten in den Bellorina. Der erstere ergießt sich in die Etsch, der letztere in die Piave. Die Marmolada befindet sich also mitten in dem Adriagebiete; sie ist der höchste Berg dieses ganzen Gebirges, aber weit von der Wasserscheide entfernt.

Die Quellgebiete der nach Norden in die Rienz und nach Süden in die italienischen Flüsse direct sich ergießenden Bergströme greifen in sehr complicirter Weise ineinander. Sie sind derart durch tiefe Sättel verbunden, daß die Wasserscheiden überall orographisch unterbrochen erscheinen; in der That steht die hydrographische Anordnung der Thäler in gar keinem deutlichen Zusammenhang mit dem Bau des Gebirges, wie dies sonst überall, wo Bergketten angetroffen werden, der Fall ist. Das Wasser sucht sich eben den besten Weg durch das undulirende Terrain, welches sich zwischen den steilen und isolirten Felsbergen ausbreitet.

Besonders fesseln jetzt die herrlichen Felsbauten des Langkofel im Nordwesten, der Palagruppe im Süden, und der Civetta im Osten das Auge des Fremden: klippige, etwas terrassirte und auch hier und da kleine Plateau bildende Felsmassen, welche wie Ruinen von Titanenfestungen aussehen.

Im scharfen Contrast zu diesen wilden Felsbauten steht das undulirende Terrain, das sich zwischen denselben ausbreitet; es ist bedeckt mit üppiger Vegetation. Auf den höheren Theilen wechseln leuchtende Alpenmatten ab mit düsteren Coniferenwäldern. In den Tiefen, besonders im Süden, gedeihen Mais und Wein und stellenweise sogar die Olive.

Blendend weiße Geröllfelder durchziehen die Sohlen der Hauptthäler, den Lauf der alpinen Torrenten markirend.

Jetzt erreicht unser Fremder den Berg, auf den er zugesteuert hatte, die Marmolada, 3494 Meter über dem Meere. Es ist der 20. Mai 1880, ein herrlicher Tag, und behaglich streckt sich der Fremde in den Schnee, der den Gipfel des Berges bedeckt, und reckt die müden Glieder in dem warmen Schein der Sonne.

Weniger sieht er jetzt von den breiten Einsenkungen zwischen den Bergen, wie früher aus der Vogelperspective. Wohl blickt er hinab in das tiefe Ombrettathal im Süden und sieht auch Theile des Fassathales im Westen, aber in größerer Ferne sind nur die Gipfel der Felsberge zu erkennen, die im weiten Kranz die Marmolada umgeben. Fern im Norden glänzen die Ketten der Centralalpenzone im Schneekleid, durch ihre kegelförmigen, nach unten an Steilheit abnehmenden Formen scharf contrastirend gegen die klippigen oder pflockförmigen Felsgipfel im Vordergrund. Mit Wonne schweifen seine Augen über die herrliche Rundschau, die ihn umgiebt; doch auch er fühlt wie ein gemeiner Erdensohn Bedürfniß nach Braten und Wein. Er weiß, denn er kennt schon diese Erde, daß die Wirthshäuser im Thale stehen und macht sich auf den Weg, um Bernhard's Gasthaus in Campidello zu erreichen.

Es ist jetzt nahezu 11 Uhr Vormittags und der Schnee von der Sonne so erweicht, daß man nur mit Schneereifen fortkommt; doch trotz dieser sinkt man öfters tief in den Schnee ein, der auf dem Marmoladagletscher liegt. Auch die Endmoräne ist verschneit, doch jenseits derselben sind einige apere Stellen. Mit Interesse untersucht hier unser Fremder das Gestein: es ist Dolomit, d. h. eine Mischung von kohlensaurem Kalk und kohlenaurer Magnesia, in welcher der Kalk mehr oder weniger stark überwiegt. Structur ist an dem Gestein keine zu erkennen; es ist massig, nicht geschichtet und von gelblicher Farbe, die an Verwitterungsflächen sich verändert hat und matter geworden ist. Versteinerungen sind in diesem Dolomit in der Regel zwar selten, aber gerade hier unter dem Marmoladagletscher kommen zahlreiche Fossilien vor, von denen eine — *Lytoceras Wengense* — mit Sicherheit bestimmt ist und zeigt, daß das Gestein, aus dem der Felsbau der Marmolada besteht, Wengener Dolomit ist.

Um Mittag wird das Fedajajoch im Norden der Marmolada erreicht. Es liegt 2029 Meter hoch und trennt das Etzgebiet von jenem der Piave. Hier wendet man sich links und geht, einem Saumpfad folgend, in westlicher Richtung hinab durch das Fassathal.

Die beiderseitigen Thalhänge bestehen bis Pönia hinab aus Wengener Dolomit, die Sohle ist ausgefüllt mit recentem Schutt.

Es ist ein warmer Maitag und laut rauscht der Avisiobach hochangeschwollen, das Schmelzwasser der winterlichen Schneemassen hinabführend zum Meer. Die Lärchenbäume sind bedeckt mit frischem Grün und überall prangen die Blüthen subalpiner Blumen. Bei Pönia nimmt die Neigung der Thalsohle plözlich ab und man tritt hinaus auf einen fast ebenen Boden. Das Thal wendet sich nach Nordost. Rechts liegt ein kleiner Fleck von Werfenerschichten, den unteren Theil der nordöstlichen Thalsohle bildend, darüber vulcanische Tuffe, Laven, welche unter Wasser ergossen wurden und zu Tuffen erstarrt sind. Der linke Thallhang bis Campidello hinab besteht durchaus aus solchem Tuff. Das Gestein des rechten ist reicher an Abwechslung. Werfener und Wengener Schichten stehen hier zu Tage und dicht vor Campidello zwei schmale einander anliegende Bänder von unterem und oberem Muschelfalk.

Der größte Theil des ganzen Gebirges besteht aus triassischem Gestein und es ist nirgends sonst die Trias so mächtig entwickelt und so reich gegliedert, wie gerade hier in Südtirol.

In der Linie Idrosee-Meran, welche wir schon als die westliche Begrenzung unseres Gebirges kennen gelernt haben, verläuft ein großer Bruch in der Erdrinde, ein Bruch, der schon lange bestanden hat und dessen nördliche Fortsetzung vielleicht die Ursache der Bildung des berühmten Durchbruches der Centralzone am Brenner ist. Der südöstlich von diesem Bruch gelegene Theil der Erdrinde sank an demselben hinab, während der nordwestliche stehen blieb oder sich hob. Dieser Bruch war an jener Stelle der Strand des triassischen Meeres und es ist anzunehmen, daß die Senkung, diesem Bruch entlang im Osten, die Triaszeit hindurch andauerte.

Auch im Norden finden wir einen Bruch, dessen Ränder sich gegenseitig mächtig verschoben haben. Dieser beginnt im Willnöththal und zieht von hier nach Osten. Der westliche Theil desselben bildete das Nordufer jener triassischen Meeresbucht, welche sich damals vom Mittelmeer aus bis in die Breite von Meran erstreckte. Hier ist der südliche Theil abgesunken.

Unser Gebirge wird also im Nordwesten von Brüchen begrenzt. Auch das Drauthal, das im Osten die Nordgrenze desselben bildet, ist ein alter Bruch, ebenfalls mit abgesunkener Südflanke. Im Innern des Gebirges finden sich noch andere Brüche, von denen die drei, im großen Ganzen dem Willnößer Bruch parallel von Ost nach West laufenden Utelao-, Balsugana- und Belluneserbrüche die wichtigsten sind. Auch an diesen ist die Südflanke abgesunken.

Bedeutendere Faltungen kommen innerhalb des Gebirges nicht vor, und obwohl absolut horizontale Lagerung der Sedimentgesteine nur selten angetroffen wird, so sind doch die Abweichungen von der Horizontalen in der Regel nicht große. Das Aufkippen der Gesteinsschichten steht überall im Zusammenhang mit den Verschiebungen an den Brüchen.

Im Großen und Ganzen erscheint unser Gebirge als eine hinabgesunkene Erdscholle, die selber zerprungen ist und deren südliche Theile tiefer hinabgesunken sind als die nördlichen.

Der Senkung hielt die Anhäufung von Gesteinsmaterial im Grunde der Bucht nicht die Wage, wenigstens nicht zur Triaszeit, und es wurde während derselben das Meer in der Bucht daher immer tiefer.

Lange vor der Triaszeit fanden in der Gegend von Bozen großartige vulcanische Ausbrüche statt und es entstanden jene gewaltigen Anhäufungen von Porphyr, welche zur Triaszeit von der Gegend von Klausen aus in Gestalt eines ausgedehnten Vorgebirges in die Bucht von Südtirol hineinragten.

Zu Beginn der Triaszeit, als das Wasser in dieser Bucht noch seicht war, lagerten sich die Werfener Schichten in derselben ab. Diese liegen entweder dem Bellerophonkalk (permisch) oder dem noch älteren Sandstein (Grödener Sandstein) auf. Die Fossilien in den Werfener Schichten deuten darauf hin, daß sie an flach abfallenden Küstenstrichen von geringer Tiefe gebildet wurden. Meistens erscheinen diese Werfener Schichten in Gestalt rother, sand- und glimmerreicher Schiefer. Nach oben hin werden die Werfener Schichten stellenweise kalkig und gehen vielerorts in Bänke von geschichtetem Kalk mit Ammoniten und anderen Versteinerungen über. Darüber kommen, die obere Grenze der Werfener Schichten sehr scharf markirend, hie und da Rauchwacken und Gypslager vor, welche auf eine locale Trockenlegung der triassischen Meeresbucht von Südtirol zu jener Zeit hindeuten. Es verschob sich also, das sehen wir hieraus, die Strandlinie in Südtirol keineswegs constant positiv,*) sondern gelegentlich auch, wie zu Ende der Werfener Zeit, negativ. Negative und positive Phasen wechselten miteinander oscillatorisch ab. Die positiven Verschiebungen aber hatten das Uebergewicht bis zu Ende der Triaszeit und wohl noch länger.

*) Ich gebrauche den Ausdruck „positive Verschiebung der Strandlinie“ für ein relatives Steigen, und „negative Verschiebung der Strandlinie“ für ein relatives Sinken des Meeresspiegels.

Da die Störungen der Schichten in unserem Gebiete eine nur unbedeutende ist, so bilden heute noch die Werfener Schichten das Fundament, auf dem die Berge aufgebaut sind. In den Thälern sind diese Schichten überall durch die Wirkung fließender Gewässer von den darüberliegenden jüngeren Ablagerungen entblößt worden und sie stehen hier zu Tage. Wir haben gesehen, daß dies an der Nordseite des Fassathales zwischen Campidello und Gries der Fall ist.

Der untere und obere Muschelkalk, den wir auch schon — an derselben Stelle — angetroffen haben, liegt überall den Werfener Schichten auf und es sind die, wenngleich verhältnißmäßig dünnen, Schichten des Muschelkalkes in allen Theilen unseres Gebietes an den Thalhängen bloßgelegt. Der Muschelkalk ist reich an Ammoniten und anderen Versteinerungen. Er tritt in zwei ganz verschiedenen Gesteinsarten — Facies — auf: als thoniger oder auch kalkiger Schiefer, schön geschichtet, und als stockförmiger, ungeschichteter Kalk oder Dolomit. Die erstere Facies ist jedenfalls ein gewöhnliches, erhärtetes, ursprünglich am Grunde des Meeres abgelagertes Sediment. Die stockförmigen Kalk- und Dolomitmassen sind nicht geschichtet und scheinen nicht als Sediment gebildet worden zu sein. Im oberen Muschelkalk findet man neben den nicht geschichteten Kalk- und Dolomitstöcken dunkelgraue und schwarze, geschichtete, plattige Kalle.

Auf den Muschelkalk folgen die Buchensteiner Schichten, welche ebenfalls in zwei Facies auftreten: stockförmige Massen und geschichtete — sedimentäre — Knollenkalle. Die letzteren sind jedenfalls in ziemlich tiefem Wasser gebildet worden.

Zu Ende der Buchensteiner Periode fanden im westlichen Theile unseres Gebietes, d. i. etwa am Ostufer des oben erwähnten Porphyrvorgebirges, großartige vulcanische Ausbrüche unter Wasser statt. Augitporphyrflaven wurden in großen Massen ergossen und breiteten sich in den Tiefen des Meeres aus. Da die Ausbrüche unter Wasser stattfanden, so erlangte das vulcanische Gestein den Charakter eines Tuffes.

Dieser Tuff nun bildet eine Lage von schwankender Mächtigkeit, welche die Buchensteiner Sedimentschichten — und alles, was darunter lag: Werfener Schichten, unterer und oberer Muschelkalk — bedeckte. Nur die stockförmigen Kalk- und Dolomitmassen der früheren Zonen ragten inselgleich aus dieser, oben horizontal begrenzten Tuffdecke auf. Besonders in der Umgebung des oberen Fassathales und auch weiter westlich steht dieser Tuff auf weite Strecken zu Tage. Er umgiebt in

Gestalt eines breiten, halbkreisförmigen Gürtels den Stock der Marmolada im Westen, im Norden und im Osten.

Auf diese Tufflage, welche in dieser Gegend einen wichtigen geologischen Horizont bildet, folgen nun die übrigen Stufen der Triasformation, die Wengener Schichten, Cassianer Schichten, Raibler Schichten, Dachsteinkalk-Hauptdolomit und Dachsteinkalk-Rössener Schichten.

Im westlichen Theile des Gebietes kommen nur die älteren Glieder bis zu den Raibler Schichten vor. Der westlichste Punkt, wo Dachsteinkalk angetroffen wird, ist die Sellagruppe im Norden des oberen Fassathales.

Im nordöstlichen und südöstlichen Theile des Gebietes herrscht der Dachsteinkalk vor. Hier finden wir stellenweise über dem Dachsteinkalk sogar noch jüngere Schichten der Juraformation, nahe dem Rande unserer Gebirgsgruppe.

Diese Formationen, und zwar besonders die Wengener und Cassianer Schichten, treten wie die älteren (Buchensteiner Schichten, Muschelkalk) in zwei Facies auf: stockförmige Kalk- und Dolomitmassen und sedimentäre Mergel und Schiefer.

Wenn wir den Charakter der Sedimentfacies dieser Zonen studiren, so werden wir erkennen, daß die jüngeren Schichten derselben in tieferem Wasser gebildet wurden als die älteren, daß also während ihrer Ablagerung in jener Gegend eine positive Verschiebung der Strandlinie stattfand.

Im westlichen Theile unseres Gebietes bilden die Wengener und Cassianer Schichten den Schlußstein des ganzen Gebirgsbaues; nur vereinzelt, wie auf dem Gipfel des Langkofel, kommen zweifelhafte Reste der Raibler Schichten vor.

Der eigenthümliche Charakter des ganzen Gebirges wird bedingt durch die Faciesverschiedenheiten dieser Zonen. Die stockförmigen Kalk- und Dolomitmassen sind es, welche gleich Titanenfestungen in die Lüfte ragen, während das undulirende Tiefland zwischen den isolirten Felsbergen vorzüglich aus der Sedimentfacies dieser Zonen und dem vulcanischen Tuff besteht: sedimentäre Gesteine, welche sich in der Tiefe zwischen den hochaufragenden Dolomitstöcken ablagerten.

Wohl mag der eigenthümliche geologische Aufbau unseres Gebirges, der in dem einzig schönen landschaftlichen Charakter desselben seinen Ausdruck findet, das Interesse unseres Erdenbesuchers erregen und er wird um sich blicken, um eine Erklärung für denselben zu finden. Giebt

es, fragt er, nicht gegenwärtig Stellen an der Erdoberfläche, wo ähnliche Gebirge, wie die Dolomiten Südtirols, in Bildung begriffen sind? Gewiß, antworten Richthofen, Majsiwics und andere Geologen; in dem Indischen und Pacifischen Ocean, wo heute Korallenriffe im Bau begriffen sind, entsteht gegenwärtig ein solches Gebirge.

Doch unser Fremder ist skeptisch und er hat umsomehr Ursache es zu sein, als andere Geologen und gewisse Tiefseeforscher diese Behauptung bekämpfen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, macht er sich auf, um selber die recenten Korallenriffe in Augenschein zu nehmen. Niemand kann hoffen, einer Lösung dieses Problems so sicher nahe zu kommen wie er, denn er kann nicht nur den Weltraum durchfliegen, sondern auch hinabtauchen bis zum Grunde des tiefsten Meeres, um seine Beobachtungen anzustellen.

So erhebt er sich denn in die Lüfte und fliegt nach Südosten, bis er über dem Indischen Ocean in 12 Grad südlicher Breite und 98 Grad östlicher Länge Halt macht. Unendlich breitet sich zu seinen Füßen das Meer aus, nur fern im Nordosten erkennt er nahe dem Horizont die Hochgebirge von Sumatra. Er sinkt herab und nimmt, näher gekommen, wahr, daß gerade unter ihm eine winzige Insel von kaum 12 Kilometer Durchmesser dem Weltmeer entragt, sie ist das Keeling-Atoll. Auf diese steuert er zu. Die Insel löst sich nun auf in eine Anzahl schmaler, nur 1 bis 2 Meter über die Fluthgrenze aufragender Inselchen, welche zusammen einen Ring bilden, einen Ring von 12 Kilometer Durchmesser. Die Inselchen selber sind größtentheils nur 100 Meter breit; die zwei größten von ihnen, eine im Norden und die andere im Osten, sind über 10 Kilometer lang. Alle übrigen sind sehr klein. Dunkelgrün erscheinen diese Inseln, denn sie sind bedeckt mit einem dichten Palmenwalde. Außerhalb der Insel, im offenen Meere, gehen die Wellen hoch und brechen sich an dem Ringwall, ein Gürtel weißen Schaumes umgiebt den dunkelgrünen Inselring. Die Brandung ist ebenso stark außerhalb jener Stellen, wo der Ringwall unterbrochen ist, wie außerhalb der Inselchen selbst: die einzelnen Inseln sind durch Untiefen zu einem continuirlichen Ringwall verbunden. Im Innern des Ringes liegt eine vollkommen ruhige, blaue Lagune, ein Bild des Friedens mitten im wildbewegten Weltmeer.

Unser Fremder landet auf einer der Inseln. Ihr äußerer, dem offenen Meere zugekehrter Rand ist höher als der innere, der sich allmählich gegen die Lagune senkt. Die ganze Insel besteht aus Bruchstücken von Korallen, die durch Kalkmasse miteinander zu festem Con-

glomerat verbunden sind: Korallenkalk. Stellenweise läßt sich in diesem Gestein die Structur der Korallen skelette noch erkennen, doch überall dort, wo das Conglomerat schon älter ist, kann man keine Spur mehr davon wahrnehmen. Die aus kohlen saurem Kalk bestehenden Korallen skelette sind einerseits theilweise vom Wasser aufgelöst, und andererseits sind alle Zwischenräume von structurlosem Kalk ausgefüllt worden, Kalk, der sich im Wasser in Lösung befunden hatte und in den Zwischenräumen niedergeschlagen wurde. Dieser Korallenkalk ist weiß, gelb oder auch bräunlich, je nach dem Gehalt an Eisen. Er stimmt also in Structur und Farbe völlig mit dem Gestein überein, aus dem die Felsberge Südtirols aufgebaut sind. Doch nicht nur das. Auch in chemischer Beziehung begegnen wir einer auffallenden, und wie wir gleich sehen werden, höchst wichtigen Uebereinstimmung zwischen beiden.

Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß das Gestein, aus welchem der Gipfelbau der Marmolada besteht, ein Gemisch von kohlen saurem Kalk und kohlen saurer Magnesia, sogenannter Dolomit ist. Auch die anderen Felsberge Südtirols bestehen aus solchem Gestein. Zuweilen steigt der Gehalt an Magnesia bis zu 35 Procent, zuweilen sinkt er bis 0 Procent herab. Demnach unterscheidet man Dolomit- und Kalkfels.

Die chemische Untersuchung des Gesteins vieler Koralleninseln nun ergibt, daß auch dieses aus Kalk, gemischt mit Magnesia, und zwar in eben solchen Verhältnissen gemischt, (0 bis 35 Procent Magnesia) besteht.

Nun aber kommen sonst nirgends solche Gesteine vor; Dolomit ist nur in den Koralleninseln und in den stoßförmigen Kalkgebirgen vorhanden.

Schon das deutet darauf hin, daß beide desselben Ursprungs sind, daß mit anderen Worten die Dolomiten als Reste alter, triassischer Korallriffe angesehen werden müssen.

Unser Fremder taucht hinab in die Lagune; sie ist sehr seicht, nirgends über 12 Meter tief und ihr Grund ist bedeckt mit feinem weißen Korallensand. Auf diesem wachsen viele Arten zarter Korallen. Die starken, massigen Formen aber, welche vorzüglich den Korallenkalk zusammensetzen und an dem Aufbau der Insel theilnehmen, kommen in der Lagune nicht vor. Die Lagune des Keeling Atolls ist ganz ausnehmend seicht. Die meisten Atolle — niedere Ringinseln wie der Keeling — haben viel tiefere Lagunen. Zuweilen erreicht bei diesen die Lagune eine Tiefe von nahezu 200 Meter.

Unser Fremder taucht wieder auf aus der Lagune, überquert den Ringwall und steigt jenseits auf der Außenseite des Riffes hinab in die Brandung. Es ist Ebbe und ein breiter Gürtel von Korallensand zieht hinab von dem äußeren, niederen Steilrand der Insel an der Fluthgrenze, zu dem brodelnden und ewig unruhigen Wasser, das zwischen der Insel und der Brandung hin und her fluthet.

Die großen Wellen der hohen See brechen sich 80 Meter außerhalb der Strandlinie.

In das brodelnde Wasser hinein steigt nun der kühne Taucher und wadet hinaus gegen die Linie der Brandung. Die Tiefe nimmt nur sehr allmählich zu. Der Grund besteht nicht aus losem Korallensand, wie oberhalb der Ebbegrenze, sondern aus festem Fels, auf dessen Oberfläche riesige Korallenstöcke von massiger Form gedeihen. Vor Allem sind es 2 bis 3 Meter große halbkugelige Stöcke von Porites, welche hier angetroffen werden. Zwischen den großen Korallen ziehen schmale Schluchten hinaus gegen die Brandungslinie, in denen das Wasser lebhaft hin- und widerströmt. An der Linie der brechenden Wogen ist diese Vorstufe der Insel zur Ebbezeit etwa 2 bis 4 Meter unter Wasser.

Kühn durchschreitet unser Taucher die gewaltige Brandung und sieht sich plötzlich am Rande eines Abgrundes. Senkrecht stürzt von hier eine submarine Felswand ab. Sie ist bedeckt mit üppig gedeihenden Riffkorallen, welche hier offenbar in ihrem eigentlichen Elemente sind, denn nirgends sonst erreichen die eigentlichen riffbauenden Korallen solche Dimensionen, wie gerade hier. Grundlos scheint der Absturz dieser Korallenwand, denn die Finsterniß, welche in Tiefen unter 150 Meter herrscht, verbirgt ihren Fuß. Küstig klettert unser Taucher die Wand hinab. Die Riffkorallen nehmen rasch an Größe ab, und in einer Tiefe von 50 Meter hören sie ganz auf. Hier nimmt auch die Neigung der Wand ab. Steile Halden von Korallengeröll lehnen sich an dieselbe an. Auch auf diesen wachsen hie und da — unter der 50 Meterlinie — Korallen. Es sind aber kleine Arten, welche an dem Aufbau des Riffes keinen wesentlichen Antheil nehmen; die eigentlichen riffbauenden Korallen kommen in Tiefen über 50 Meter nicht mehr vor.

Ueber die Geröllhalden, welche meist in feste Conglomerate umgewandelt erscheinen, steigt der Taucher nun hinab. Er erstaunt über ihre Steilheit, welche jene von Geröllhalden am Lande bedeutend übertrifft. Aber hier unter Wasser ist das Gestein leichter und es giebt

weder Wind noch Torrenten oder Lawinen, welche das Geröll in Bewegung versetzen würden.

Dieses Geröll hat eine Neigung von 45 bis 50 Grad. Hier und da unterbrechen steilere Terrassen von beträchtlicher Höhe den Abhang, so daß derselbe in einzelnen Fällen eine Gesamtneigung von nahezu 60 Grad erlangt.

Unser Taucher ist schon einige tausend Meter hinabgestiegen, aber noch hat er den flachen Meeresgrund lange nicht erreicht. Finster ist es hier und kalt. Leuchtende Fische und Krebse verbreiten zwar einen schwachen phosphorescirenden Schimmer, aber dieser reicht nicht hin, um die ewige Winternacht, die in jenen Tiefen herrscht, aufzuhellen.

Das Wasser steht hier in der Tiefe natürlich unter enormem Druck und aus diesem Grunde, sowie auch wegen der niederen Temperatur, ist es im Stande, bedeutende Mengen von Kohlensäuregas in Lösung zu erhalten. In der That ist das Wasser der Tiefsee viel reicher an Kohlensäure, wie das Wasser an der Oberfläche.

Während reines Wasser kohlensauren Kalk in kaum merklichem Grade auflöst, ist kohlensäurereiches Wasser im Stande, beträchtliche Mengen davon aufzunehmen. Es findet dabei eine chemische Veränderung des kohlensauren Kalkes statt. Das Lösungsvermögen des Wassers steht im Verhältniß zu der Quantität Kohlensäure, die es enthält. Die oberflächlichen Wasserschichten lösen deshalb den Kalk nur in geringem Maße auf, während das Wasser abyssaler Tiefen kräftig lösend auf den Kalk wirkt.

Unter der 2000 Meterlinie wird deshalb das Wasser stets lösend auf die Oberfläche des Korallenkalkes wirken und den Zuwachs, den die unteren Theile der Hänge dadurch erhalten, daß oben am Riffrende Korallentrümmer losbrechen und über den Hang hinabrollen in die Tiefe, das Gleichgewicht halten, verhindernd, daß die Steilheit der Hänge abnimmt.

Noch immer steigt unser Taucher über Hänge von Korallenkalk hinab. Er ist jetzt in einer Tiefe von 4000 Meter angelangt. Hier endlich beginnt die Neigung abzunehmen und gleichzeitig ändert sich auch der Charakter des Gesteins; es ist nicht mehr fester Korallenkalk, sondern äußerst feiner Schlamm, der aus den Kieselshalen von niederen Meeresthieren besteht. Wohl finden sich zwischen diesen auch noch genug kleine Korallenbruchstücke und Kalkshalen freilebender Meeresthiere, aber rasch nehmen diese an Menge ab und in einer Tiefe von 5000 Meter ist der Meeresgrund feiner, kalkfreier Schlamm, welcher

aus mikroskopischen Bruchstücken vulcanischer Gesteine, „kosmischem“ Weltenstaub und kieseligen Radialarienschalen besteht. Die Neigung nimmt hier — am Nordfuße des Keeling=Atolls — zwischen 4000 und 5000 Meter rasch ab und mit letzterer Tiefe ist der eigentliche Meeresgrund erreicht, von welchem das Atoll sich erhebt.

Der Meeresgrund stellt hier eine schwach undulirende Fläche dar, von welcher sich fast unvermittelt der gewaltige, 5000 Meter hohe, steil konische Felsbau des Atolls erhebt.

Solcher Atolle giebt es im tropischen Theile des Pacifischen und Indischen Oceans eine große Menge. Um ihre Bildungsweise zu verstehen, ist es nöthig, auf andere Riffe Rücksicht zu nehmen.

Wir können drei Arten von Korallenriffen unterscheiden: Strandriffe, welche den Küsten sich anschmiegen; Wallriffe, welche gürtelartig in größerer Ferne die Küste umziehen und von ihr durch einen schiffbaren Lagunencanal getrennt sind, und endlich Atolle, welche, wie wir am Keeling=Atoll gesehen haben, in Gestalt eines steilen Kegels mit abgestutztem Ende, frei dem tiefen Weltmeere entragen.

Viele Wallriffe und Atolle erheben sich plötzlich mit 3000 bis 6000 Meter hohen Steilwänden aus dem Meer. Erhobene, alte Strandriffe haben häufig eine Mächtigkeit von über 100 Meter, wie z. B. jene auf Cuba.

Da nun, wie oben erwähnt wurde, die riffbauenden Korallen nur in geringen Tiefen — bis zu höchstens 50 Meter hinab — gedeihen, so erscheint es schwierig zu verstehen, wie jene 120 Meter mächtigen Riffe auf Cuba und dann gar die 5000 bis 6000 Meter hohen Atollberge aus der Anhäufung der Skelette dieser riffbauenden Korallen entstanden sein können.

Darwin hat vor nahezu einem halben Jahrhundert eine schöne Theorie zur Erklärung der Entstehung dieser mächtigen Korallenriffe aufgestellt, die Senkungstheorie, welche bis vor wenigen Jahren allgemein anerkannt wurde. Neuerlich haben Murray, Agassiz und Andere die Richtigkeit dieser Senkungstheorie bekämpft und haben andere Hypothesen an ihre Stelle gesetzt. Daraufhin sind dann Dana, Bonney, ich und Andere für die alte Senkungstheorie eingetreten, und es entspann sich ein Federkrieg, der manches Neue zu Tage gefördert hat.

Die riffbauenden Korallen produciren kleine freischwimmende Larven, welche von den Meeresströmungen fortgetragen, die weitere Verbreitung der Arten ermöglichen. Gelangt eine solche Schwärmlarve an die submarine Abdachung einer Küste, wo das Wasser ganz rein

und warm genug ist, so wird sie sich dort an passender Stelle festsetzen und zu einem Polypen auswachsen. Die Larve ist klein, oval-eiförmig oder länger gestreckt, wurmförmig. Sie setzt sich mit dem einen Ende fest. Es bilden sich der Mund und in seiner Umgebung fadenförmige Anhänge, welche sehr beweglich sind: die Tentakeln. Diese sind mit giftigen Nesselzellen ausgestattet. Sie versorgen den jungen Polypen mit Nahrung, indem sie kleine, zufällig in ihren Bereich kommende Thiere fangen, mit ihren Nesselzellen vergiften und zum Munde herabziehen.

Dieser Korallenstammpolyp wächst und beginnt sich dann durch Knospung zu vermehren. Die Knospen bleiben verbunden durch das gemeinsame Skelet. Die Korallenstöcke erreichen bedeutende Dimensionen und ein hohes Alter. Gewisse auffallende Stöcke im Rothen Meer sollen schon zur Zeit der Pharaonen existirt haben, und auf den Korallenriffen der Bahama-Inseln sind einige Stöcke schon seit Hunderten von Jahren den Fischern bekannt und durch besondere Namen gekennzeichnet.

Während seines Wachsthum's erzeugt der Korallenstock unzählige Schwärmlarven, welche bald alle passenden Theile des submarinen Abhanges bevölkern. Andere Korallenarten — riffbauende — gefellen sich hinzu und es wird überall, wo nicht mündende Flüsse das Meer etwa verunreinigen, zwischen der Ebbegrenze und einer Tiefe von 50 Meter der submarine Abhang mit Korallen bekleidet. Auf den abgestorbenen Skeletten der alten findet die junge Generation immer wieder günstigen Boden, und so wächst denn das Riff in die Höhe, in die Höhe so lange, bis die Ebbegrenze erreicht ist. Weiter hinauf wachsen können die Korallen nicht, weil sie keine Trockenlegung (zur Ebbezeit) vertragen. Schließlich sind auch am äußersten Rande — aus einer Tiefe von 50 Meter — die Korallen bis an die Ebbegrenze herauf gewachsen: wir haben ein Strandriff vor uns, das ringförmig die Insel umgiebt. Oben wird das Riff durch das Niveau der Ebbe begrenzt, unten durch den submarinen Abhang der Insel. Nach außen, gegen das offene Meer hin, besteht die Begrenzung des Strandriffes aus einer 50 Meter hohen Felswand.

Wildbewegtes Wasser, die brandenden Wogen der hohen See, sind der günstigste Ort für die Entwicklung und das rasche Wachsthum der riffbauenden Korallen; denn hier, wo das anprallende Wasser ihnen stets Beute zuführt, werden sie am besten ernährt.

Auf der senkrechten Felswand, mit welcher der Strandriff außen absezt, sitzen lebende Korallenstöcke. Besonders für jene, welche in

leichtem Wasser dicht an der Kante des Strandriffes leben, sind die Ernährungsbedingungen günstige. Diese wachsen denn auch, weil das sie umgebende Wasser das bewegtere ist, rascher als die Stöcke an tieferen Theilen des Abhanges. Der Abhang selbst wird in Folge dessen überhängend. Losgebrochen durch die eigene Schwere oder durch die Brandung bei einem heftigen Sturm fallen diese Korallen von der überhängenden Wand herab und breiten sich am Fuß derselben in Form von steilen Schuttmassen aus, welche bald durch Kalkcement in festes Conglomerat verwandelt werden. Durch diesen Korallenschutt nun wird der Meeresboden in der Umgebung des Riffes erhöht, erhöht bis über die 50 Meter Tiefenlinie, so daß neuer Boden für die weitere Ansiedelung von Korallenschwärmern gewonnen wird.

Es ist klar, daß in Folge dessen die Strandriffe sich horizontal ausbreiten und leicht Bänke von Korallenkalk zu Stande kommen können, welche über 100 Meter mächtig (hoch) sind. Der unbegrenzten Ausbreitung der Korallriffe in dieser Weise wird aber dadurch ein Ziel gesetzt, daß, wie wir schon gesehen haben, das Wasser in großen Tiefen den Korallenschutt ebenso rasch auflöst, als er angehäuft wird. Senkt sich der Meeresboden nur allmählich — wie in der Torresstraße — dann kann dieser Modus des Fortschreitens der Korallenriffe zur Bildung von horizontal sehr weit ausgedehnten Ablagerungen von Kalkstein oder Dolomit führen. Fällt aber der Meeresgrund von der Küste steiler ab, so wird dem horizontalen Fortschreiten des Riffes bald eine Grenze gesetzt.

Die Wallriffe und Atolle entstehen nach meiner Meinung, wie Darwin gelehrt hat, aus solchen Strandriffen in der Weise, daß eine positive Verschiebung der Strandlinie stattfindet. Die Ebbegrenze hebt sich über die obere Begrenzungsfläche des Riffes empor, und so wird den Korallen Raum zu weiterem verticalen Wachsthum geschaffen. Die Korallen wachsen in die Höhe. Jene des Riffrandes werden besser ernährt — denn hier brechen sich die Wogen — wie die dahinterliegenden. Kraterwallartig erhebt sich in Folge des rascheren Wachsthums der randständigen Korallen der Riffrand. Bei heftigen Stürmen werden hier Trümmer von Korallenskeletten aufgethürmt; es entstehen schmale, nur wenig über die Fluthgrenze aufragende Inseln, auf denen sich bald Pflanzen — vor Allem die Cocospalme — ansiedeln, welche zur Consolidirung und weiteren Erhöhung der Insel wesentlich beitragen.

Diese Inseln nun halten die Nahrung von den dahinterliegenden Korallen in noch ausgedehnterem Maße fern, so daß hier zwischen den Koralleninseln und dem sinkenden Lande die riffbauenden Arten ganz

absterben und ersetzt werden durch zartere Formen, welche weniger Nahrung bedürfen.

Ueppig wächst der äußere Rifftrand und hält leicht gleichen Schritt mit der sehr langsam erfolgenden, positiven Verschiebung der Strandlinie.

Nicht so ist es mit den dahinterliegenden Theilen des Riffes; hier wird das Wasser immer tiefer und schließlich trennt der schiffbare Lagunencanal den so entstandenen Wallriff von der Küste.

Dauert die positive Strandverschiebung an und war das Land, in dessen Umgebung das Wallriff in der oben angegebenen Weise entstand, eine kleine Insel, so wird schließlich die ganze Insel untergetaucht sein und nichts übrig bleiben, als ein ringförmiger Riff mit centraler Lagune, ein Atoll mit einem Worte, wie wir eines schon kennen gelernt haben.

Weitere positive Strandverschiebung wird nicht viel an der Gestalt der Ringinsel ändern, und stets wird das Atoll als ein Regelstutz erscheinen, mit tellerartig vertiefter (Lagune) Terminalfläche und einem erhöhten, kraterwallartigen Rand, der ungefähr im Meeresniveau liegt.

Die Lagune kann nicht sehr tief werden, weil sich stets das Material in ihr ansammelt, welches bei Regen vom Ringwall in dieselbe hineingeschwemmt wird.

Man kann sich wohl vorstellen, daß Strandriffe oder auch kleine Wallriffe ohne Strandverschiebung entstehen können. Ein Atoll aber, wie das Keeling, kann nicht anders gebildet worden sein, als durch relative Senkung des Meeresgrundes.

Murray allerdings läßt auch die Atolle ohne Strandverschiebung entstehen. Er sagt, daß die Kalkschalen frei im Wasser lebender Thiere — alle diese leben in verhältnißmäßig weichem Wasser — fortwährend herabfallen auf den Meeresgrund. Wo das Meer tief ist — über 2000 Meter — werden sie aufgelöst, wo aber submarine Erhöhungen vorkommen, sammeln sie sich an und bilden ein kalkiges Sediment, welches fortwährend an Mächtigkeit zunimmt. Während also die Tiefen kaum merklich angeschüttet werden — durch Kieselgebilde und Staub, wie wir oben gesehen haben — wachsen die Höhen immer mehr an, und um so rascher, je mehr sie sich dem Meerespiegel nähern. Schließlich kommen sie in den Bereich des Korallenwachstums — zur 50 Meter Tiefenlinie — Korallenlarven setzen sich auf ihnen an und es entsteht ein Riff mitten im Meere, wie das Keeling-Atoll.

Obwohl ich nicht mit diesen Ausführungen einverstanden bin, so kann ich doch auch nicht nachweisen, daß sie unrichtig sind. Theoretisch wäre soweit Murray's Hypothese nicht zu bekämpfen.

Nun aber müßte in dieser Weise ein solides Riff entstehen, oder wenn schon der Rand rascher wächst und eine Ringinsel entsteht, dann kann die Lagune im Innern des Ringes nicht tief sein, auf keinen Fall tiefer als 50 Meter. Nun giebt es aber 150 Meter tiefe Lagunen.

Leicht erklärt Murray die Entstehung dieser Lagunen. Die Lagune entsteht, sagt Murray, natürlich durch Auflösung des Kalkes im Innern der Lagune, wo die Ablagerung von Kalk und das Korallenwachsthum der stets und überall vor sich gehenden Kalkauflösung nicht die Wage halten kann.

Weil also der Kalk rascher angehäuft wird als aufgelöst, erhebt sich irgend ein submariner Berg — durch Auflagerung von Kalksediment — bis zum Korallenniveau. Weil an derselben Stelle der Kalk langsamer angehäuft wird als aufgelöst, bildet und vertieft sich die Lagune. Dies ist ein innerer Widerspruch.

kehren wir zur Senkungstheorie zurück und auch zurück zu unserem Ausgangspunkt, dem Gipfel der Marmolada. Hier nimmt unser Erdenbesucher wieder Abschied von unserem Planeten und steigt hinauf in den Weltraum.

Wieder blickt er hinab auf die herrlichen Dolomitgipfel und auf die hellgrünen Matten und dunklen Wälder, die sich zwischen den gelblichen Felsbergen ausbreiten. Deutlich erkennt er jetzt den Verlauf der Strandlinie jener Meeresbucht, welche zu Beginn der Triaszeit von Süden in das tirolische Gebiet hineinragte. Das Wasser ist anfangs seicht, doch während der Werfener Periode steigt es etwas an, um am Ende derselben abermals zu sinken. Es entstehen isolirte Salzwasserbecken, die endlich vertrocknen. Die Werfener Schichten wurden in jenem seichten Meere abgelagert. Die Gypslager an ihrer oberen Begrenzung bezeichnen die Lage der tiefsten Punkte der isolirten, zurückgebliebenen und schließlich ausgetrockneten Salzwasserbecken.

Doch nicht lange bleibt die Bucht trocken. Bald kehrt das Meer zurück und steigt immer höher an, das ganze Tiefland südlich von der Alpenkette — das ist bis zur Drauspalte und zur Idrosee, Meraner Linie — erfüllend. Es ist die Zeit des Muschelkalkes. Das Wasser ist warm, und an günstigen Stellen bilden sich kleine Korallenriffe. Das sind die stoßförmigen Kalk- und Dolomitmassen des Muschelkalkes. Zwischen den Rissen, welche stets bis an das Meeresniveau hinan-

reichen, lagert sich in der Tiefe kalkiges und thoniges Sediment ab. Noch höher steigt das Meer und breitet sich besonders nach Norden aus, wodurch die physikalischen Eigenschaften des Wassers und damit die Fauna beeinflusst und verändert werden. Es ist die Buchensteiner Periode.

Das Meer hat jetzt schon stellenweise eine Tiefe von 1000 Meter und darüber. Ueppig gedeihen die Riffe, und eine reiche tropische Fauna belebt das warme Meer.

Lange dauerten die Verhältnisse in dieser Weise fort, während das Meer um mehrere hundert Meter anstieg. Da störte plötzlich ein furchtbarer vulcanischer Ausbruch die friedlichen Verhältnisse. Ungeheure Massen von Mugitporphyrlaven wurden ausgegossen und breiteten sich in Form von Tuffen in den Tiefen aus. Die Riffe der Buchensteiner Zeit ragten aus dieser Tuffdecke empor. Sobald wieder friedliche Verhältnisse eingetreten waren, setzten die Korallen ihre Thätigkeit fort, und während das Meer anzusteigen fortfuhr, arbeiteten die Korallen an der Erhöhung der Riffe. Zwischen den Riffen wurde in den Tiefen mergeliges Sediment auf der Tuffdecke abgelagert. So ging es fort während der Wengener und Cassianer Zeit. Endlich zur Raibler Zeit änderten sich die Verhältnisse, das Meer breitete sich nach Norden noch weiter aus, das Wasser wurde kälter und das Korallenwachsthum hörte stellenweise, besonders im westlichen Theile unseres Gebietes, auf. Kalksediment wird auf den nun untergetauchten Atoll- und Wallriffgipfeln angehäuft. Reste von diesem Raibler Sedimentkalk sind heute noch am Gipfel des Langkofel und anderwärts erhalten. Im östlichen Theile des Gebietes wurden später noch mächtige Riffe gebildet — Dachsteinkalk — im westlichen nicht mehr.

Noch fuhr das Meer zu steigen fort und jüngere, jurassische Schichten wurden auf den triassischen abgelagert. Endlich begann der Meeresspiegel zu sinken und das früher so weit ausgedehnte Mittelmeer schrumpfte schließlich zu seinen jetzigen bescheidenen Dimensionen zusammen.

Hochauf, in Gestalt steiler Berge, ragten jetzt die triassischen Atolle und Wallriffe von Südtirol. Die täglichen Temperaturschwankungen lockerten das Gestein an der Oberfläche. Wasser drang in die Ritzen und sprengte, in kalten Nächten gefrierend, große Trümmer los. Fließendes Wasser, Lawinen und Gletscher (zur Eiszeit) arbeiteten unermüdlich und arbeiten heute noch an der Abtragung des Gebirges. Ein großer Theil, weitaus der größere jedenfalls der gesammten

Gesteinsmasse, ist bereits abgetragen worden und nur ruinenhafte Reste der triassischen Atolle und Wallriffe sind noch übrig.

Hoch schwebt unser Fremder im Raume und blickt hinab zu dem weiten Kranz der Alpen. Die Sonne sinkt im Westen und einen flammenden Abschiedsgruß senden ihm die Gipfel. Finster schon wird's in den Thälern und immer dunkler roth glühen die Berge. Nacheinander verlöschen sie, nur auf einem noch ruht ein Strahl — es ist die Marmolada, die am längsten mit dem letzten Abschiedsgruße zögert.

Neue Lieder und Gesänge.

Gedichte von Mörke und Eichendorff, componirt von
Jugo Wolf.

Von Dr. Heinrich Rauchberg.

Unter allen Künsten ist die Musik diejenige, deren Entwicklung bisher am wenigsten im Zusammenhange mit der gesammten geistigen und culturellen Entfaltung betrachtet worden ist. Daß dem so ist, ist ebenso leicht erklärlich als schädlich für die richtige Auffassung sowohl einzelner Werke, als auch ganzer Kunstrichtungen in der Musik. Erklärlich, weil die absolute Musiktheorie, welche früher fast unbestritten galt, in ihren letzten Consequenzen dahin führen muß, die Musik von ihrem Zusammenhange mit den tiefsten Empfindungen und mit den höchsten geistigen Gütern des Volkes loszulösen und zum geistig inhaltlosen Formenspiel, zum bloßen Zeitvertreib herabzudrücken; schädlich, ja sogar gefährlich deshalb, weil eine derartige Auffassung der Neobarbarei des Amerikanismus auf dem Gebiete der Kunst mächtig Vorschub leisten mußte. Und unsere gesammte Culturentwicklung, in welcher die wirthschaftlichen Factoren den ideellen gegenüber sich in immer wirksamere Weise geltend machen, läßt diese Gefahr größer und näher erscheinen, als wohl Mancher ahnt, der es nicht gelernt hat, auf die verdeckten Unterströmungen unseres socialen Lebens mit kritischem Blick sorgsam zu achten. Wenn nun in der Auffassung von dem Wesen der Musik und ihrer Stellung in der Kunst überhaupt seit geraumer Zeit ein gewaltiger Umschwung eingetreten ist, so ist dies voraus dem Einflusse Richard Wagner's und seiner Werke zu danken, welche auch den weitesten Kreisen das Verständniß erschlossen für den Zusammenhang der Musik nicht nur mit den anderen Künsten, sondern

auch mit allem Tiefen, was die Seele des Menschen bewegt und den geistigen Inhalt der Zeit ausmacht. Wer dies aber so recht erkannt hat, dem werden sich auch die Wechselbeziehungen zwischen der Musik und der gesammten Culturentwicklung erschließen und er wird erkennen, daß es nicht einseitige Wandlungen des musikalischen Geschmacks giebt, sondern daß das, was vielleicht zunächst nur als solche erscheinen mag, doch in Wirklichkeit als Ausfluß der geänderten Kunstbedürfnisse und Kunstansprüche einer ganzen Culturperiode sich darstellt. Der Componist nimmt den geistigen und gemüthlichen Inhalt seiner Zeit in sich auf, verarbeitet ihn gestaltend in seinem Innern und schafft nun aus diesen Elementen, die er in den Tiefen seiner Künstlerseele geläutert hat, sein Werk, welches demnach ebenso sehr ihm selbst wie seiner Zeit angehört. Noch ist es der Menge neu und fremd, nur von Wenigen, die gleichsam auf jenen Höhen der geistigen Entwicklung stehen, welche den Blick in die Zukunft verstaten, wird es verstanden und als ein lange Erschntes begrüßt, von den Anhängern hergebrachten Kunstbetriebes verlästert oder verlacht. Aber eine neue Generation wächst heran, die, von dem neuen Geiste erfüllt, in dem Kunstwerke, das ihre Vorfahren noch geschmäht, den ihrem eigenen Kunstbedürfnisse entsprechenden Ausdruck findet und sich dessen in froher Anerkennung freut. Dieses aber wirkt hinwiederum bestimmend auf den Geschmack der kommenden Generationen ein, bis es endlich selbst den erweiterten oder vertieften oder auch nur geänderten Anforderungen späterer Zeiten nicht mehr zu entsprechen vermag. Wann dieser Zeitpunkt kommt, hängt zunächst von dem inneren Werthe des Werkes selbst ab. Die Werke der großen Meister aber sind dem Einflusse der Zeiten gleichsam entrückt, weil sie das Ewige und Unwandelbare in der Natur des Menschen berühren, und weil sie selbst der Entwicklung der kommenden Generationen den Weg vorzeichnen. Aber auch hier befremdet den Enkel nur zu oft die Form, welche dem Ahnen neu und kühn erschien, und hindert leichtlich die Oberflächlichen, bis zum Kern vorzudringen; denn bei Kunstwerken ersten Ranges vermag sich der Einfluß der Zeit nur in unserem Verhältnisse zu deren Form zu offenbaren, ihr rein menschlicher Inhalt aber bleibt unvergänglich.

Dies gilt von der Musik nicht minder als von den anderen Künsten. Auch sie wird mitgerissen von dem rastlosen Strome der geistigen Entwicklung; empfangend und anregend schmiegt sie sich dem allgemeinen Gange der Cultur und des geistigen Lebens der Völker

an und spiegelt in ihren wahren und echten Werken dessen Charakter nicht minder treu zurück als die Poesie und die bildende Kunst.

Gilt dies im Allgemeinen von allen Formen der Musik, so ganz besonders von dem Liede und dem lyrischen Gesänge. Denn die lyrische Dichtung ist unter allen Zweigen der Dichtkunst derjenige, welcher sich am leichtesten den wechselnden Stimmungen der Tage und dem Grundtone der Jahre anpaßt, und in welchem sich auch der bunte Inhalt der Zeiten am treuesten spiegelt. Und wenn nun der Sänger in Wahrheit — wie er soll — mit dem Dichter geht, so müssen auch Styl und Form des Liedes der fortschreitenden Entwicklung der Poesie, voraus der Lyrik, sich anschließen und gleich dieser als ein unmittelbarer Ausfluß des Inhaltes seiner Zeit sich darstellen.

Ich verkenne nicht, daß die Anforderungen, welche hiernach an den Componisten gestellt werden, gar hohe sind und wohl weit über den Gesichtskreis manches Liederjägers hinausreichen, dessen Werke sich in unserem Concert-Repertoire breit machen und den Kunstbetrieb der musikalischen Bourgeoisie beherrschen. Daß sie aber nicht nur theoretisch erhoben, sondern von einem richtigen Künstler auch in vollster Wirklichkeit erfüllt werden können, das haben zwei kürzlich erschienene Sammlungen von Liedern und Gesängen gezeigt, welche zu den obigen Betrachtungen den Anlaß gegeben haben. Der Componist, ein Oesterreicher und aus Steiermark gebürtig, heißt Hugo Wolf, die Gedichte des einen Bandes sind von Mörike, *) die des anderen von Eichendorff. **) Schon die Wahl der Texte ist für den Geist des Componisten charakteristisch. Kein schlimmeres Armuthszeugniß für einen Künstler, als die Wahl eines poetisch gehaltlosen, unsangbaren Gedichtes! Hugo Wolf hat sich seine Dichter mit vornehmem Geschmaack gewählt. Er hat es verschmäht, bei verschiedenen Poeten herumzunatschen, und ist auch insbesondere der modernen Bußenscheibenlyrik sorgsam aus dem Wege gegangen, sondern hat sich liebevoll in zwei unserer edelsten Dichter vertieft, der Individualität eines jeden durch die innere Einheit des Styls — vielleicht unbewußt — Rechnung tragend.

Die Auswahl aus Mörike ist die reichere, sie umfaßt 53 Gedichte, während von Eichendorff nur 20 componirt sind. In der That haben die Werke Mörike's sich bis jetzt in nichts von dem Inhalt

*) Gedichte von Eduard Mörike, für eine Singstimme und Clavier componirt (1888) von Hugo Wolf. Wien. Em. Weßler. 1889.

**) Gedichte von Eichendorff. Für eine Singstimme und Clavier componirt von Hugo Wolf. Wien. C. Lacom, I. Tuchlauben 7.

und den poetischen Bedürfnissen unserer Zeit geschieden. Selbst der Besten Einer, Theodor Storm, begrüßt in Mörike den letzten Lyriker von zugleich ursprünglicher und durchstechender Bedeutung, der während seines Lebens in die deutsche Literatur eingetreten sei, und ich könnte zur Charakterisirung desselben nichts Zutreffenderes anführen, als was Storm von dem ersten Erscheinen der Gedichte Mörike's sagt: „Da war Tiefe und Grazie, deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhytmisch bewegte Zug des Liedes uns doch ein klar umrissenes Bild darin; die idyllischen, vom anmuthigsten Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben.“*) Und der Componist ist dem Dichter so vollauf gerecht geworden, daß ich das schöne Lob, das der nordische Dichter dem schwäbischen spendet, auch für den Oesterreicher in Anspruch nehmen möchte, der ihnen die musikalische Seele eingehaucht hat. Jede Composition von Wolf ist der Stimmung der Dichtung entsprungen und der getreue musikalische Ausdruck ihres poetischen Gehaltes. Dichtung und Composition bilden solchermaßen ein einheitliches Kunstwerk, unter dessen harmonischem Eindruck der Hörer die subjective Zwiespältigkeit seines Ursprungs vergißt. jene innere Einheit zwischen dem sprachlichen und dem musikalischen Gedanken- und Empfindungs Ausdruck, welche Richard Wagner für das Drama hergestellt hat, hat Wolf sich auch für das Lied und die lyrische Composition zu eigen gemacht. Unsere großen Meister des Liedes aber haben in einzelnen ihrer Werke schon den Weg angedeutet, den Wolf nun mit frischem Muth consequent verfolgt.

Die Auswahl aus Mörike ist so getroffen, daß alle Richtungen der reichen poetischen Individualität des Dichters voll zur Geltung kommen. So zeugt es denn nicht nur von der Pietät des Componisten für den Dichter, daß er die Gesamtausgabe seiner Lieder und Gefänge mit dessen Bildniß zierte, sondern es ist dies auch durch den Inhalt der Sammlung wohl begründet, dessen reiche Abwechslung auch dem Componisten Gelegenheit gab, sein Talent nach allen Seiten hin zu entfalten. Und doch ist durchaus eine innere Einheitlichkeit des Styls unverkennbar, die sich als der künstlerische Ausdruck einer überaus kräftigen und ursprünglichen Individualität darstellt. Ist es auch ganz unmöglich, dieselbe mit Worten zu charakterisiren und zu schil-

*) Storm, Gesammelte Schriften, 14. Bd., S. 144 f.

dern, was gehört sein will, so mag doch die Eigenheit des Componisten vielleicht durch die Art und Weise gekennzeichnet werden, in der sie sich gewissen concreten Aufgaben gegenüber bethätigt hat. Nehmen wir zum Beispiel das Gedicht Mörike's „Der Gärtner“:

„Auf ihrem Leibröcklein
So weiß wie der Schnee
Die schönste Prinzessin
Reit't durch die Allee.“

Ihr folgt der Blick des verliebten Gärtners, der durch eine Feder aus dem rosenfarbenen Hütlein der Schönen beglückt wäre.

„Und willst du dagegen
Eine Blüthe von mir,
Nimm tausend für Eine,
Nimm alle dafür.“

Das Stück ist im anmuthigsten Volkston gehalten, ein jugendduftiger Hauch von Naivetät liegt darüber. Eine in hellem D-dur dahinhüpfende, scharf rhythmisirte, graziöse Begleitungsfigur giebt die Exposition und erweckt die Stimmung, aus welcher die holdeste Melodie in rein liedmäßiger Satz herauswächst. Auch in der Composition ist die Strophenform skizzirt, aber nicht starr durchgeführt, sie hebt sich in dem Schlußverse zu einer Steigerung von überquellendem Gefühl. Auch die stolzeste Prinzessin kann so liebenswürdiger Bitte nicht widerstehen, und unserem jungen Gärtner wehen die Frühlingslüfte gewiß ein verstohlen herabgefallenes Federlein entgegen.

Wie ganz anders sind Dichter und Componist in dem wunderbaren Gedichte „Neue Liebe!“ Die bange Frage: „Kann auch ein Mensch des Anderen auf der Erde ganz, wie er möchte, sein?“ wird von dem Clavier durch ein unendlich zartes Motiv eingeleitet. Wie die Singstimme mit demselben einsetzt, ist der Grundton banger Sehnsucht im Herzen schon angeschlagen. Ein leiser, tiefer Des-dur-Dreiklang führt uns in die Finsterniß des Zweifels: „In langer Nacht bedacht' ich mir's, und mußte sagen: nein!“ Der C-moll-Accord, kräftig einsetzend und in zwei Wiederholungen abschwellend, beschließt die schmerzliche Erkenntniß. Und während in der Begleitung das erste Motiv der Sehnsuchtsfrage dringender wieder anhebt, klagt die Singstimme in gesteigerter Phrasirung: „So kann ich niemals heißen auf der Erde, und Niemand wäre mein?“ Und nun die plötzliche Erkenntniß:

„Aus Finsternissen hell in mir aufzuckt ein Freundschein:
Sollt ich mit Gott nicht können sein, so wie ich möchte mein und dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?“

Ein zweites Thema, aus der Umbildung des ersten entsprungen, setzt hier ein und begleitet ausdrucksvoll die innige Frage. Und da nun die Antwort gefunden:

„Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder sollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!“

so geht es aus den Moll-Modulationen nach B-dur über und drängt sich in reicher Harmonisirung mächtig anschwellend empor, um mit den Worten „Gott selbst zu eigen haben auf der Erde“ auszuklingen und endlich im Nachspiele nochmals feierlich gemessen emporzusteigen.

Das Gedicht, dessen Composition ich eben besprochen habe, ist nicht das einzige in der Sammlung, dem man es anmerkt, daß es in einem evangelischen Pfarrhause entstanden sei. Wolf hat noch mehrere andere religiöse Gedichte Mörike's componirt, und gerade in diesen zeigt sich am schönsten die Tiefe und oft überquellende Fülle seiner Empfindung. Um nicht alle zu nennen, hebe ich nur den herrlichen Kirchengesang „Zum neuen Jahre“ und die Betrachtungen über das schlafende Jesukind hervor. Sie sind durchaus modern und doch der Ausdruck tiefster religiöser Empfindung. Daß diese der deutschen Kunst wieder gewonnen ward, verdanken wir voraus dem letzten Werke Richard Wagner's, dessen Weihe hoffentlich niemals durch Preisgebung an Opernbühnen gestört werden wird. In wunderbarer Weise tritt der Einfluß des „Parsifal“ hervor, wenn man die Composition des Gedichtes „Charwoche“ mit dem Charfreitagszauber aus dem dritten Acte von „Parsifal“ vergleicht. Welche innere Verwandtschaft der Stimmung! Und doch welche Verschiedenheit und Ursprünglichkeit des musikalischen Ausdrucks! Der würdige Schüler ahmt den Meister nicht nach, er lebt ihm nach und bleibt sich dabei doch stets selbst getreu. In diesem Sinne möchte ich auch verstanden sein, wenn ich sage, daß eines der schönsten Lieder, „Auf einer Wanderung“, an die Meisterfingerstimme gemahnt. Nichts erinnert direct daran. Aber die Muse, deren Liebeshauch im Liede das Herz des Sängers berührt, sie hat auch Herrn Walther Stolzing zu seinem Preislied begeistert und Hans Sachs'en selbst vertraulich zugelächelt.

Sehr kräftig ist bei Wolf die humoristische Ader ausgebildet. Nichts Ergößlicheres als der nächtliche Stoßseufzer des „Lambours“, nichts Anmuthigeres als die „Begegnung“ des Knaben und des Mädchleins, die sich heimlich angehören, am Morgen nach der Sturmnacht, nichts Tolleres als der musikalische Katzenjammer in dem Gedichte „Zur Warnung“ und nichts Eindringlicheres als die Schlußlehre: „Merkt's euch, ihr thränenreichen Sänger, im Katzenjammer ruft man keine Götter!“ Mit offenbarer Vorliebe hat sich Wolf auch der Composition phantastischer Vorwürfe zugewendet, er läßt uns im „Lied vom Winde“ das elementare Säusen des Sturmes vernehmen, zeigt uns die rothe Mütze des gespenstischen „Feuerreiters“ in fahlem Scheine, führt uns mit den Geistern des Mummelsees durch das grünspiegelnde Thor in die krystallene Tiefe und zaubert uns im harfenge tragenen „Gesange Weyla's“ das Wunderland Orplid in leuchtender Ferne vor.

Es ist hauptsächlich deshalb so schwer, Wolf's Styl mit Worten zu charakterisiren, so scharf ausgeprägt er auch ist, weil er sich eben immer nach dem poetischen Gehalte des Gedichtes richtet. Der musikalische Ausdruck folgt getreulich dem Text. Daher sind auch alle Lieder durchcomponirt. Die Harmonik ist reicher und und abwechselnder, als man es wohl gewohnt ist, oft kühn, der Rhythmus, wo es die Situation verlangt, scharf ausgeprägt. Manierirtheit aber liegt dem Componisten gänzlich ferne. Dies zeigt sich schon darin, daß er, wo dies der Dichtung angemessen ist, auch von rührender Einfachheit und Schlichtheit in Rhythmus, Melodie und Harmonie zu sein versteht. Die Behandlung der Singstimme und ihr Verhältniß zur Begleitung weist in den einzelnen Liedern die größten Verschiedenheiten auf. Bei den mehr liedmäßig gehaltenen Gedichten, wie zum Beispiel dem eingangs besprochenen „Gärtner“, der „Fußreise“ u. a. hebt sich die Singstimme zu reich ausgestalteter Melodie, welche die scharf rythmisirte Begleitung souverän beherrscht. Bei der Mehrzahl der Lieder aber wird der complicirtere Stimmungsgehalt der Dichtung nicht nur durch die Singstimme, sondern auch durch die Begleitung wiedergegeben, welche hierbei wohl auch fast selbstständig hervortritt, so zum Beispiel in dem herrlichen Nachspiel zu dem Liede „Er ist's.“ „Frühling, ja du bist's, dich hab' ich vernommen“ so schließt der Sänger, und erst nach diesen Worten bricht der volle Frühlingsjubel in der Begleitung siegreich hervor, um dann allmählich auszuklingen. In vielen Stücken erfreut die Begleitung durch ebenso feine als charakteristische Ton-

malerei. Die Singstimme wird oft mit großer Freiheit behandelt, und an manchen Stellen wird nur der Sänger, der den Stoff geistig vollkommen beherrscht, den Intentionen des Componisten zu folgen vermögen. Leicht hat er es weder dem Sänger noch dem Pianisten gemacht, denn er schreibt ganz nach den Bedürfnissen des Stoffes, zwar ohne Schwierigkeiten um ihrer selbst willen zu suchen, aber doch auch ohne ihnen um des Sängers oder Begleiters willen aus dem Wege zu gehen. Gute musikalische Bildung und feines Stylgefühl erfordert die Interpretation der Wolf'schen Lieder durchwegs, und wenn sich ehrlicher Wille zu ihnen gesellt, dann schwindet auch gar manche Schwierigkeit und es ist dann von hohem Reiz, zu fühlen, wie sich die Schönheiten des Werkes dem enthüllen, der sich zur Höhe seines Schöpfers emporzuschwingen und seinen Anforderungen gerecht zu werden vermag. Vielleicht steht dies der Verbreitung der Compositionen in weitere und weiteste Kreise hinderlich im Wege. Aber auch diese Eigenheiten, sowie alle anderen, tragen so sehr das Gepräge innerer Nothwendigkeit in sich, daß ohne sie eben das ganze Kunstwerk an und für sich unmöglich wäre. Denn das ist das Kriterium der hohen Originalität, daß man sofort fühlt, daß Alles, so neu und überraschend es auch sein mag, ganz genau so ist, wie es sein muß, so daß man es sich gar nicht anders denken könnte.

Was hier von den Gedichten Mörike's gesagt wurde, welche Wolf componirt hat, gilt ganz in gleichem Maße auch von den Eichendorff'schen Liedern. Aber das Verhältniß des Componisten zu dem Dichter ist doch ein merklich anderes. Er hat sich zwar nicht der Menge, wohl aber dem Geiste nach den ganzen Mörike zu eigen gemacht, aber lange nicht den ganzen Eichendorff, wobei natürlich beide Dichter nur in ihrer Eigenschaft als Lyriker in Betracht kommen. Hätte Eichendorff nur Lieder in der Art der von Wolf componirten gedichtet, wir würden ihn kaum als den Fürsten der Romantiker ehren und — ungelesen lassen. Denn in die Sammlung ist kaum eines der Gedichte aufgenommen worden, welche die unbestimmte Sehnsucht nach der blauen Blume athmen, sondern der Mehrzahl nach fräftige Stücke, voll frischen Landsknechts- oder Schelmenhumors, welche mit geradezu verblüffender Reckheit in Musik gesetzt sind. Als die gelungensten dieser Art möchte ich den „Schreckenberger“, den „Glücksritter“ und insbesondere „Seemanns Abschied“ hervorheben, dessen toller Humor unwiderstehlich hinreißend ist. Ein Cabinetstück ersten Ranges ist „Das Ständchen“:

„Auf die Dächer zwischen blassen Wolken
 Schaut der Mond herfür,
 Ein Student dort auf der Gassen
 Singt vor seiner Liebsten Thür.“

Die Begleitung ahmt zuerst launig das Stimmen der Guitarre nach und hebt dann im Serenadenton an, und während sie durch das ganze Stück hindurch die Serenade mit Begleitung und Melodie in duftigem Behagen zart ausspinnt, spricht in der Singstimme ein ferner Zuhörer die wehmüthigen Erinnerungen aus, die das Ständchen in ihm erweckt:

„So in meinen jungen Tagen
 Hab' ich manche Sommernacht
 Auch die Laute hier geschlagen
 Und manch lust'ges Lied erdacht.

Aber von der stillen Schwelle
 Trugen sie mein Lieb zur Ruh,
 Und du, fröhlicher Geselle,
 Singe, sing' nur immer zu.“

Die Serenade aber stellt sich als Begleitung zu den Meditationen des Hörers dar, deren musikalische Phrasirung jedoch von dem Rhythmus der ersteren unabhängig ist. So zieht denn gleichzeitig der Ausdruck zweier verschiedener Stimmungen, der mondscheintrunkenen Liebeshoffnung des Studenten und der resignirten Wehmuth des Zuhörers, in unser Ohr ein und bewirkt den subtilsten Eindruck, den man sich denken kann.

Ich könnte noch manchen Edelstein aus der Menge der von Wolf componirten Gesänge herausgreifen, welcher das Licht der Dichtung in schönerem und reicherem Glanze zurückstrahlt. Allein ich darf wohl annehmen, daß das Gesagte ausreicht, um von der hohen Originalität und eminenten Begabung des Componisten einen Begriff zu verschaffen. Er hat als Erster auch für das Lied und die lyrische Gesangs-Composition die Consequenzen aus der gewaltigen Wandlung unserer musikalischen und poetischen Bedürfnisse gezogen, welche wir dem Lebenswerke Richard Wagner's danken. Denn diese ist nicht spurlos an dem Verhältnisse vorübergegangen, in dem wir dem Vermächtnisse unserer großen Liedercomponisten gegenüberstehen. Bei aller Liebe für diese Meisterwerke haben wir, wenn wir den Eindruck,

den sie auf uns machen, ehrlich prüfen, denn doch das Gefühl, daß sie aus einer Zeit stammen, der wir nicht mehr ganz angehören. Zwar ist uns nur Weniges von ihrem Inhalte fremd geworden, aber in uns schlummert gar viel, was seither als Rückschlag späterer Zeiten zurückgeblieben ist und sich in ihnen daher auch nicht aussprechen kann. Unser gesamntes Empfinden ist complicirter worden und unsere musikalische Seele hat sozusagen neue Saiten erhalten. Hugo Wolf's Lieder und Gesänge sind die ersten, die sie in Schwingung setzen.

Das k. und k. naturhistorische Hofmuseum.

Von Dr. Otto Stapf.

Im Mai des vorigen Jahres war die Hülle von dem Denkmale Maria Theresia's, der großen Herrscherin, gefallen, unter jener Prunk- und Pompentfaltung, die dem Momente, der ein Staatsfest und ein Fest des kaiserlichen Hauses von erster Bedeutung war, entsprach. Heuer, am 10. August, übergab Kaiser Franz Joseph den herrlichen Bau auf der rechten Seite des Platzes, in dessen Mittelpunkt jenes Denkmal steht, seiner Bestimmung, die die Inschrift „Dem Reiche der Natur und seiner Erforschung“ in goldenen Lettern von der Hauptfacade herab verkündet. In schlichter Einfachheit und fast ohne Förmlichkeit und Gepränge öffneten sich die mächtigen, glänzenden Hallen des naturhistorischen Museums, das mit seinem schwesterlichen Gegenüber und dem hochragenden, gestaltengewaltigen Standbilde sich zu einem harmonischen Ganzen von größter Wirkung vereinigt. Aus dem Denkmal spricht die Geschichte, sprechen dahingegangene Geschlechter zur Gegenwart, aus den beiden Palästen klingt es wie die huldigende Antwort der neuen, jungen Zeit zurück. Neu geschaffen ist die Stätte, wo sich das Bautenpaar erhebt, über einem Theil jenes alten Glacisgürtels angelegt, der Altwien so lange in seine starren Fesseln zwang; jung, im Sinne der Pracht und Größe liebenden Baurichtung, die aus dem freigegebenen Boden emporblühte, erdacht und ausgeführt sind die Paläste selbst, und neu und jung, vollends ein Kind der Zeit, die die fernsten Körper des Weltalls auf ihre Stoffe prüft und vom Antlitz der Erde selbst bald den letzten Schleier gehoben haben wird, die die

Räthselschrift, in der uns die Geschichte dieser Erde erhalten ist, zu lesen unternommen hat und selbst an die letzten Geheimnisse des Lebens mit prüfendem Finger rührt, neu und jung ist der Geist, der in dem eröffneten Hause seine Werkstätte aufgeschlagen hat und aus zahllosen Schätzen der Natur, aus Gemälden und Standbildern und im hohen Kuppelgewölbe selbst aus dem Zierat der Decken zum Volke spricht. Aber wie die Erinnerung von dem Platze, auf dem der Palast steht, leicht zu der Zeit zurückschweift, wo an derselben Stätte Wall und Graben, Thor und Zugbrücke der Stadt den Stempel der Enge und Unfreiheit aufprägten, so leiten auch hundert Fäden von jener modernen Denkart zur Vergangenheit und ihrer Anschauungsweise von der Natur und ihren Dingen zurück.

In der Geschichte des Apparates, mit dem die Wissenschaften jeweilig gearbeitet haben, spiegelt sich der Entwicklungsgang der Wissenschaften selbst. Dem modernen naturhistorischen Museum entsprach bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus die Raritäten- und Curiositätenkammer. In ihrer Zusammenstellung und der Aufgabe die man ihr zuwies, prägte sich noch ganz die naive Richtung des Naturerkennens jener Periode aus, die Werthschätzung des unmittelbar Nützlichen und Kostbaren, die Freude an dem Fremden, Seltenen und Absonderlichen, theilweise wohl auch da und dort die ästhetische Würdigung des Formen- und Farbenschönen in der Natur. Nur selten war es einem bevorzugten Geist überlassen, über die Oberfläche der Dinge in die Tiefe einzudringen, allerdings mehr ahnend als in geklärter, zielbewußter Forscherthätigkeit. Auch hier auf vaterländischem Boden sehen wir das, was uns heute als stolzes, weit gediehenes Gebäude entgegentritt, aus ähnlichen Anfängen hervorgegangen.

Freude an der Natur bildete fast zu allen Zeiten eine der Charaktereigenschaften der Habsburger, ob sie sich nun in der Lust am unmittelbaren Naturgenuß, wie sie der Aufenthalt in Berg und Thal, im Wild- und selbst im Zierpark bieten, äußerte, oder sich in phantastischen Speculationen verlor, wie in der Alchymistenküche des zweiten Rudolf, oder zu hoher naturwissenschaftlicher Durchbildung führte, wie wir das selbst noch in unseren Tagen an dem unglücklichen Thronerben erfahren haben. Für immer bleiben, soweit die Naturhistorie in Betracht kommt, die Namen eines Peter Matthioli, Kembert Dodoens und vor Allen eines Charles de l'Écluse mit der Geschichte der Höfe Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolf's II. in Verbindung. Die kaiserlichen Gärten füllten sich damals mit seltenen

Pflanzen aus oft fernen Ländern, Menagerien nahmen eine fremde Thierwelt auf und Herbarien und Sammlungen merkwürdiger anderer Naturgegenstände von mancherlei Art wurden in den Schlössern Ebersdorf und Neugebäu aufbewahrt. Das Allermeiste davon ist in den stürmischen Zeiten des 17. Jahrhunderts wieder verloren gegangen.

Unter Kaiser Karl VI. war, abgesehen von den Pflanzen der kaiserlichen Gärten und den Thieren der Menagerien kaum mehr etwas von naturhistorischen Sammlungen vorhanden. Nur die k. Schatz- und Raritätenkammer enthielt einige Klumpen amerikanischer Edelmetalle, eine Anzahl meist unbedeutender Mineralien, Conchylien, Krebse, Schildkröten-schalen, ausgestopfte ostindische Eidechsen, Hörner von Rhinocerossen und Antilopen und mehrere Sägen von Sägefischen. Es waren „Curiosa“, von einer systematischen Auffammlung von Naturgegenständen war nicht entfernt die Rede.

Ein Wendepunkt trat ein, als nach Karl's VI. Tod Maria Theresia's Gemahl, Franz I., zur Mitherrschaft gelangte. Damals besaß zu Florenz ein französischer Cavalier, Johann von Baillou, eine Sammlung von Mineralien, Versteinerungen und Resten von lebenden Seethieren, die zum Vergleich mit letzteren herangezogen worden waren. Ihr Ruf war durch ganz Europa bei allen Freunden solcher Naturmerkwürdigkeiten verbreitet. Franz I., persönlich einer der hervorragendsten Männer aus diesem Kreise, empfand sehr wohl den Mangel solcher Sammlungen und den damit zusammenhängenden Niedergang des Interesses für die Naturgeschichte in den Ländern seiner Gemahlin. So entschloß er sich, jene Baillou'sche Collection zu erwerben, als kaiserliche Naturaliensammlung einzurichten und Baillou selbst als Director derselben an seinen Hof zu ziehen. Damit war im Jahre 1748 der Grund zu jener Anstalt gelegt, die heute als k. und k. naturhistorisches Hofmuseum ihren Ruhm durch die ganze Welt verbreitet.

Baillou's Direction erstreckte sich nur über zehn Jahre, bis zu seinem am 23. November 1758 erfolgten Tod. Aber so kurz auch dieser Zeitraum war, so viel wurde innerhalb desselben geleistet. Ein großer Saal im rechten Flügel des Gebäudes der Hofbibliothek wurde zur Aufnahme der Sammlungen bestimmt, diese selbst in neuen großen Wandschränken aus Eichenholz mit Glasthüren nach Baillou's eigenem System aufgestellt und durch die mit großen Geldopfern von Kaiser Franz I. ausgerüsteten Unternehmungen beständig vermehrt. Schon 1748 hatte der Mathematiker und Physiker Anton Nagel im

Auftrage des Kaisers und Maria Theresia's Steiermark und Krain zum Zwecke der Auffammlung und Erwerbung von Mineralien, 1750 Frankreich, England und Holland und dann Ungarn und die Karpathen zu gleichem Behufe durchreist. Noch weitaus bedeutender aber wurde durch Großartigkeit und Fülle der erzielten Ergebnisse die Expedition Nicolaus Jacquin's nach Westindien und dem nördlichen Südamerika, zugleich die erste große, österreichische, zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüstete Reiseunternehmung überhaupt. Eine Menge von Sämereien, von lebenden Pflanzen und Thieren, darunter viele ganz neue Arten, kamen dadurch an die kaiserlichen Gärten und Menagerien, nicht weniger werthvolle Mineralien, darunter das erste nach Europa gebrachte Platin, dann Seethiere aller Art, Reptilien, Vogelnester u. s. w. an die k. Naturaliensammlung. Damit war aber Jacquin's Ausbeute nicht erschöpft. Sie umfaßte auch noch ein werthvolles Herbar und eine große Zahl ethnographischer Gegenstände von den Antillen. Allein es entsprach nur der einseitigen Entwicklung, welche die k. Naturaliensammlung im Anschlusse an den Bailou'schen Grundstock genommen hatte, wenn man diese Gegenstände von ihr ausschloß und selbst die Reptilien und Fische in Weingeist wieder ausschied.

Die Folge davon war leider eine theilweise vollständige Verzettlung und Zerstreung dieser Objecte, so daß ihr Verbleib heute größtentheils nicht mehr nachweisbar ist. Glücklicherweise wurde aber ein bedeutender Theil davon noch rechtzeitig wissenschaftlich verarbeitet und uns also wenigstens doch in einem gewissen Sinne erhalten.

Die Erweiterung der k. Naturaliensammlung, die sich daran und an die unter Maria Theresia und Franz I. ausgeführten wissenschaftlichen Reisen knüpfende lebhafte Anregung, welche speciell die naturgeschichtlichen Studien erfuhren, fiel mit den fortschrittlichen Reformen der großen Monarchin auf dem Gebiete des höheren naturwissenschaftlichen Unterrichtes wie der Errichtung neuer Lehrkanzeln für Naturgeschichte, Chemie und Botanik, der Stiftung neuer Schulen, wie jener berühmten Bergakademie zu Schemnitz, der Anlage botanischer Gärten u. s. w. zusammen. Ein neuer Geist frei fortschreitender und fruchtbarer Thätigkeit war über die österreichischen Lande gekommen, und was der kaiserliche Herr zunächst in seinem eigenen Hause mit Liebe und treuer Hingabe pflegte, das fand auch alsbald draußen durch sein Beispiel gewecktes Verständniß, Opferfreudigkeit und Unterstützung. Im VII. Saale des Hochparterres, dem zweiten der geologischen Abtheilung des naturhistorischen Museums ist jenes Gemälde aufgestellt,

das uns ein Bild aus dieser Zeit vorführt: den die Künste und Wissenschaften pflegenden Kaiser im Saale seiner Naturalienammlung, umgeben von seinen gelehrten Rätthen, einem van Swieten, Baillou, Gerard, Jamerai Duval und March. Maria Theresia hatte es 1773 zum Andenken an den Stifter der Sammlung von den Künstlern Ludwig Kolb und Franz Mesner malen lassen.

Mit Kaiser Franz I. Tod schloß die erste, die Begründungsperiode des Institutes ab. Schon zu seinen Lebzeiten hatte sich in Folge des Anwachsens der Sammlungen das Bedürfniß nach Erweiterung der Räumlichkeiten herausgestellt. Es wurden daher noch 1764 in der Hofburg gegen die Bastei zu eine Anzahl neuer Säle angelegt, die die Naturalienammlung und die Sammlungen von physikalischen Instrumenten, Münzen und Antiken aufzunehmen bestimmt waren. Aber erst nach dem Tode Franz I. (1765) kam es zur Uebertragung und Aufstellung der Naturalienammlung. Es waren ihr nun zwei Säle zugewiesen. Die Gegenstände waren wie vorher nach Baillou's System angeordnet und theils in Schaukästen mit Glasthüren, theils in Laden untergebracht. Nach Johann von Baillou's Tod wurde kraft eines Vertrages mit dem Kaiser dessen Sohn Ludwig von Baillou die Direction der k. Naturalienammlung übertragen. Weder an Wissen noch an Thatkraft und Unternehmungsgeist seinem Vater ebenbürtig, verstand er es kaum, das Uebernommene zu erhalten, geschweige denn die Anstalt im Geiste desselben fortzuentwickeln. Erst seit Ignaz von Born, der bedeutendste österreichische Mineralog und Metallurg jener Zeit von Maria Theresia aus Prag nach Wien zur Ordnung und Erweiterung der k. Naturalienammlung berufen (1777) und Johann Megerle über den Rath des damaligen Oberstkämmerers Grafen Franz von Drsin und Rosenberg als Custos daselbst bestellt (1778) worden war, besserte sich der bereits recht mißliche Zustand der Anstalt.

Born ging sofort daran, einerseits von allen Bergwerken der Monarchie die Mineralienvorkommen einsammeln zu lassen und durch seine weitreichenden Verbindungen neue und seltene Stücke zu erwerben, andererseits aber auch die vorhandenen Sammlungen auf wissenschaftlicher Grundlage zu ordnen. Der Beginn wurde mit den zoologischen Objecten gemacht, die Korallenthier nach Pallas, die Stachelhäuter Krebse und Conchylien nach Linné aufgestellt. Der Abtheilung der Mineralien und Petrefacten wurden die Systeme von Wallerius und Cronstaedt mit den durch die neuesten Fortschritte nothwendig gewordenen Verbesserungen zu Grunde gelegt. Die Sammlung zerfiel

wie früher in eine Schauammlung in Wandchränken unter Glas und in eine Ladenammlung. Diese aber war nun ausschließlich in streng durchgeführter systematischer Reihenfolge angeordnet. Bei Gelegenheit dieser Reform war es auch, daß die bis dahin in der k. Schatzkammer aufbewahrten Meteorite von Agram und Tabor in die k. Naturalienammlung übertragen wurden, womit der Grund zu der jetzt so bedeutenden Meteoritenammlung der mineralogischen Abtheilung gelegt war.

Kurz vor Maria Theresia's Tode war noch durch die Ernennung Karl Haidinger's, des nachmals so berühmten Mineralogen, zum Directionsadjuncten eine namhafte Kraft gewonnen worden.

Dieselbe Fürsorge, welche Maria Theresia der Anstalt zuwendete, blieb ihr auch unter ihrem Sohne, Kaiser Joseph II., erhalten, ja sie wurde ihr vielleicht in noch mehr erhöhtem Maße zu Theil. Die Auflösung der Theresianischen Akademie und die Aufhebung zahlreicher Klöster gab Gelegenheit viele der daselbst vorhandenen Naturschätze für die k. Naturalienammlung zu erwerben. Mehr aber wuchs ihr noch durch die Reiseunternehmungen zu, welche Joseph II., dem Beispiele seines kaiserlichen Vaters folgend ausrüstete. 1783 ging Professor Märter, von Dr. Stupiz, den Gärtnern Boos und Bredemayer und dem Maler Adam von Moll begleitet, nach Nordamerika ab. Pennsylvanien, Süd-Carolina, Florida, die Bahama-Inseln und ein Theil der Antillen wurden durchforcht. Bredemayer kehrte 1784, Boos 1785 nach Wien zurück. Dann ging Jener mit dem Gärtner Schück nochmals nach den Antillen, wo sie sich Märter anschlossen und nach längerem Aufenthalt auf Portorico nach Caracas reisten. 1788 kehrte die Expedition nach Europa zurück. Die Ergebnisse der Unternehmung waren ebenso reich und werthvoll, wie jene von Jacquin's Reise. Aber für die k. Naturalienammlung bestand auch jetzt noch immer jener beschränkte Plan, wie er aus der ersten Anlage hervorgegangen war. Die Mineralien, Conchylien, Korallenthier, Schwämme u. dgl. wurden ihr zugewiesen, der Rest, soweit er aus lebenden Thieren und Pflanzen und Sämereien bestand, den k. Menagerien und Gärten zugetheilt, im Uebrigen wieder zerstreut und verzettelt. So kam eine große Sammlung getrockneter Pflanzen von Bredemayer nach Berlin, wo sie Willdenow bekannt machte. Noch während Märter und seine Genossen auf den Antillen weilten, rüstete Kaiser Joseph II. 1785 eine neue Expedition unter Boos aus, die das Capland, Isle de France und Bourbon zum Ziele hatte. Auch diese Reise, von der Boos 1788 zurückkehrte, war von glänzendem

Erfolge. Ihre Ausbeute wurde in derselben Weise vertheilt, wie jene der amerikanischen Expedition. Nur trug man für die Thierbälge und Schmetterlinge diesmal die Sorge, daß sie vorläufig in Kisten verwahrt wurden. Die großen, aus diesen Reisen und auch aus Ankäufen und Geschenken hervorgegangenen Acquisitionen drängten bald zu einer Vergrößerung der der k. Naturaliensammlung zugewiesenen Räumlichkeiten. Kaiser Leopold II. ordnete 1791 daher die Zutheilung eines neuen Saales, der durch die Auflösung des physikalischen Cabinets frei geworden war, an. Born sollte wie vor 12 Jahren, so auch jetzt die in Folge der Erweiterung abermals nothwendig gewordene neue Aufstellung leiten. Er starb aber noch in demselben Jahre. Diese Aufgabe fiel daher Andreas Stütz, der bereits seit 1783 als Directors-Adjunct an seiner Seite thätig gewesen war, zu.

Sie wurde denn auch von ihm zu Ende geführt. Auch jetzt wurden den Sammlungen im Wesen dieselben Systeme wie früher zu Grunde gelegt, also diejenigen der Linne'schen Schule für die zoologischen, das von Born und Haidinger ausgearbeitete für mineralogische Gegenstände. Die k. Naturaliensammlung umfaßte nunmehr drei Säle mit 59 Schränken. Der erste Saal enthielt die zoologischen Objecte, wie Krebse, Strahlthiere, Conchylien, Perlen, Korallen u. s. w. und die Versteinerungen, der zweite die Diamanten, „Erden und Steine“, der dritte die Salze, die verbrennlichen Mineralien und die Metalle. Durchaus war die Eintheilung in Schau- und Ladensammlungen festgehalten. In dieser Form erhielt sich die k. Naturaliensammlung bis 1802, wo die zweite Periode in der Geschichte der naturhistorischen Sammlungen des k. Hofes abschließt. Sie ist charakterisirt einerseits durch die beständige, zum Theil durch große Reisenunternehmungen geförderte Erweiterung der Sammlungen, andererseits aber durch die zähe eingehaltene Beschränkung auf jene Naturgegenstände, die sich an den ursprünglichen, von Bailou übernommenen Grundstock angeschlossen. Wie weit die Anstalt von einer todten Anhäufung von Sammelobjecten entfernt blieb, wie sie vielmehr im besten Sinne unmittelbar die Wissenschaften fördernd und nach außen hin anregend und befruchtend wirkte, geht sowohl aus den wissenschaftlichen Arbeiten der an der k. Naturaliensammlung bestellten Männer, vor Allem eines Born, Haidinger und Stütz, dann aber auch aus dem Interesse hervor, das sich rasch in der Anlage zahlreicher privater Sammlungen von Naturalien bestätigte.

Schon 1766 hatte Maria Theresia den Befehl gegeben, die k. Naturaliensammlung zweimal wöchentlich für den allgemeinen Besuch

zu öffnen. Später scheint sie vorübergehend, wahrscheinlich im Zusammenhang mit den Neuauftellungen, für das Publicum geschlossen worden zu sein. Unter Leopold II. war wöchentlich einmal, und zwar an den Dienftagen allgemeiner Eintritt gestattet; immer aber wurde in besonderen Fällen die Befichtigung oder Benutzung der Sammlungen mit großer Liberalität bewilligt.

Wenn ſich auf dieſe Weiſe die k. Naturalienſammlung in erſter Linie als mineralogiſche Sammlung herausgebildet hatte, neben der der zoologiſche Theil in ſeiner eigenthümlichen Beſchränkung auf wenige Thierclaffen nur ſo nebenher mitlief, ſo hatten ſich doch ſchon in den erſten Jahren der Regierung des Kaiſers Franz die Anfänge zu einem eigentlichen Thiercabinet zuſammengefunden. Im Jahre 1793 hatte nämlich der Kaiſer von ſeinem Falconier Joſeph Mattered eine Sammlung von inländiſchen Säugethieren, Vögeln und Inſecten gekauft und gleichzeitig den ehemaligen Beſitzer beauftragt, dieſelbe nach jeder Seite namentlich aber durch Erwerbung von Vögeln, thunlichſt zu vermehren. Damit war der Anstoß zur Begründung einer eigentlichen zoologiſchen Sammlung gegeben. Eigenthümliche Umſtände brachten es mit ſich, daß ſie mit dem phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Cabinet des Kaiſers in ein einziges Inſtitut, das den langen Titel „Phyſikaliſches und aſtronomiſches Kunſt- und Natur-Thier-Cabinet“ führte verquickt wurde. Director des Inſtituts wurde der Phyſiker Eberle. Es mag wohl mit all dem zuſammengehangen haben, daß die Sammlung, die durch den Eifer Mattered's und durch große Ankäufe und die aus der k. Menagerie zu Schönbrunn zuwachſenden Objecte raſch einen bedeutenden Umfang gewann, auch eine ganz eigenthümliche Aufſtellung erfuhr, eine Aufſtellung, die für den Zweck, die Schauluſt des Publicums zu erregen und zu fesseln, zweifellos ganz vorzüglich gewählt war, aber niemals zu einer ſyſtematiſchen Belehrung führen konnte, abgeſehen davon, daß ſie wiſſenſchaftlich ſo gut wie werthlos war.

Als 1797 die Aufſtellung der Sammlung vollendet war, erſtreckte ſie ſich bereits über neun Zimmer, beziehungsweiſe Säle, die im Erdgeſchoß, im erſten und im zweiten Stockwerke des linken Flügels des Gebäudes der k. Hofbibliothek lagen.

Eberle's Abſicht war offenbar in erſter Linie geweſen, Bilder aus dem Thierleben zu bringen und durch lebensvolle Stellung und Gruppierung, unterſtützt durch allerlei Decorationseffecte, zu wirken. Mit einem großen Aufwande von Malerei und Plaſtik, die bis zum Verſuche der Vorführung von Waſſerfällen, Bächen und Teichen aus

Glas, von Meereswellen, Köhricht und Getreideselbtern u. dgl. ging, wurden Landschaftsbilder dargestellt, in die dann die Thiere vertheilt wurden. Die einzelnen Bilder waren durch Glaswände voneinander getrennt. Dabei folgten sie sich im buntesten Durcheinander. Wie oberflächlich diese Art der Anordnung in ihrem Wesen war und auch in ihrer Wirkung bleiben mußte, geht daraus hervor, daß die aufgestellten Thiere nicht einmal benannt waren und es den Dienern überlassen blieb, die Besucher darüber aufzuklären. Es stimmte nur zu all dem, wenn man in einem dieser Säle, der eine tropische Landschaft mit einem Wasserfchwein, einem Tapir, mit Bisamenschweinen und amerikanischen Sumpfvögeln enthielt, in einem außen grün und innen hellroth angestrichenen Glaschrank dem Publicum sogar einen ausgestopften Neger, später auch ein Negermädchen und einen Mulatten zeigte. Fische, Reptilien, Conchylien, Insecten u. s. w., die sich zu solcher Aufstellung weniger gut eigneten, waren in Schränken, Kästchen und Laden, zum Theile auch in Weingeist, untergebracht. Nur relativ wenig war davon als Schauammlung aufgestellt. Schließlich führte der maßlose Aufwand, den Eberle für das Thiercabinet auf Kosten des Hofkammeramtes machte, zu seiner Pensionirung (1801), Stütz, seit 1797 zweiter Director des kaiserlichen Naturaliencabinetts, übernahm nun vorläufig auch die Leitung des zoologisch-physikalisch-astronomischen Instituts. Aber schon 1802 wurden beide Anstalten vereinigt und zwar unter dem Titel: „Vereinigtes Naturalien-, physikalisches und astronomisches Cabinet.“ Als sehr bald darauf Ludwig von Bail- lon, der nominell noch immer erster Director gewesen war, starb und sein Sohn Joseph, der vertragsmäßig zum Nachfolger bestimmt war, auf diese Würde für sich und alle seine Nachkommen verzichtete; wurde Stütz alleiniger Leiter. Seine Direction (1802 bis 1806) war eine Periode des Uebergangs von der einseitig bevorzugten mineralogischen Richtung und der naiven, decorativen Behandlung des Thiercabinetts zu einem auf wissenschaftlicher Grundlage organisirten Museum der drei Reiche der Thier- und Pflanzenwelt und der Mineralien. Es wurde, soweit es, ohne die kostspielige Aufstellung Eberle's ganz zu vernichten, überhaupt thunlich war, systematische Ordnung in die Sammlung gebracht und die Etikettirung der Objecte vorgenommen. Etwas eingreifender fiel die Reform erst aus, als die Aufstellung einer Giraffe (1804) zu bedeutenden Veränderungen zwang, indem die vorhandenen Räume zu nieder waren, um sie aufzunehmen. Es wurde daher die Decke im Erdgeschosse im rechtsseitigen Tracte des Flügels gehoben,

wodurch eine ganze Reihe anderer Umgestaltungen nothwendig wurden. Ganz vermochte man sich freilich noch immer nicht von dem alten Geiste zu emancipiren.

Mittlerweile war auch eine Sammlung von Wachspräparaten solcher Pflanzen und Pflanzentheile, die sich nicht gut trocknen ließen, angelegt worden (1803). Die Anregung dazu ging von dem Kaiser, einem großen Freunde der Botanik, selbst aus. 1799 war nämlich Georg Scholl, der 1785 Boos als Gehilfe nach dem Caplande begleitet hatte, von dort mit großen Sammlungen, vor Allem von Pflanzen zurückgekehrt. Die zahlreichen Succulenten, die sich darunter befanden und die besonders das Interesse des Kaisers erregten, vertrugen die gewöhnliche Behandlung der Herbarpflanzen nicht. Man griff daher zu jenem Auskunftsmittel und wies dieser Sammlung einen eigenen Saal zu, der gleichzeitig auch eine Collection von Hölzern und anatomischen Präparaten aufzunehmen hatte. Damit war die erste, wenn auch sehr unvollkommene Anlage einer botanischen Abtheilung geschaffen. Während sich so immer deutlicher die Gliederung und die Richtung, welche bald auf Jahrzehnte für das kaiserliche Institut maßgebend werden sollte, herausbildete, war man zugleich stets auf die beständige Erweiterung der Sammlungen selbst mit Auswendung großer Summen bedacht. 1806 starb Stüz und nun kam es zu jener durchgreifenden Reform, welche der Anstalt bis zu ihrer Uebersiedelung in ihr gegenwärtiges schönes Heim die Signatur gab. Die unnatürliche Vereinigung der Naturaliensammlung mit dem physikalisch-astronomischen Cabinet wurde aufgegeben und jene als selbstständiges „Naturalien cabinet“ organisirt. Zu Stüz' Nachfolger wurde der Assistent bei der Lehrkanzel für specielle Naturgeschichte an der Wiener Universität Carl Schreibers ernannt. Die Wahl konnte kaum eine glücklichere sein. Des Vertrauens seines kaiserlichen Herrn sicher, wissenschaftlich auf der Höhe seiner Zeit stehend mit hervorragendem, organisatorischem Talente begabt und dabei in der Vollkraft des ersten Mannesalters stehend, vereinigte er alles in sich, was die schwierige Aufgabe, die er sich selbst stellte, die durchgreifende Reform und die Weiterentwicklung der ihm anvertrauten Anstalt im Geiste des damals schon weit vorgeschrittenen Pariser Museums, erforderte. Es ist schwer, die vielseitige und so außerordentlich fruchtbare Thätigkeit dieses Mannes im engen Rahmen dieser Ausführungen erschöpfend zu beleuchten. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, die Bahnen, die er einschlug und in einem langen Wirken mit zäher Beharrlichkeit einhielt, zu bezeichnen und von

dem, was er im Einzelnen zur Erweiterung, Vervollständigung und Hebung des Instituts selbst unternahm oder anregte, nur das Wesentlichste hervorzuheben.

Das erste Jahrzehnt der Direction Schreibers' fiel in eine Zeit kriegerischer Aufregung und Beunruhigung. Es ist begreiflich, daß solche Umstände wenig geeignet waren, die weitgehenden Pläne des neuen Leiters der Anstalt zu rascher Verwirklichung zu bringen. Schon 1805 waren die kostbarsten Objecte des Naturaliencabinetts aus Furcht vor einer feindlichen Invasion nach Ofen geflüchtet worden. Nachdem sie 1806 wieder zurückgebracht worden waren, wurde 1809 abermals der werthvollste Theil der Sammlungen nach Ungarn gesendet, ein anderer kostbarer Theil in Wien versteckt. 1810 kehrte Schreibers mit den geretteten Gegenständen nach Wien zurück, aber schon 1813 führte die allgemeine Panik abermals zu einer Flucht. Wenn diesmal die Güter auch nur bis Fischamend kamen, wo sie der Befehl zur Rückkehr einholte, so war die dadurch verursachte Störung doch kaum geringer, als die in jenen ersten zwei Fällen erzeugte. Zu all diesen Zwischenfällen, die an und für sich einen großen Verlust an Zeit und Arbeitskraft mit sich brachten, kam dann noch die finanzielle Einschränkung, welche sich der Hof ebenfalls in Folge der politischen Verhältnisse auferlegen mußte, hinzu.

Wenn es Schreibers dennoch gelang, im Laufe dieses stürmischen Jahrzehnts die Anstalt von Grund aus umzugestalten, bedeutend zu erweitern und zu einem wissenschaftlichen Institut von erstem Range zu erheben, so war es nur seiner rastlosen Energie und der immer gleich opferwilligen Munificenz des Kaisers zu verdanken, der, soweit als es nur immer möglich war, auf die Vorschläge Schreibers' einging und ihm die Mittel, deren er bedurfte, mit fürstlicher Freigebigkeit zur Verfügung stellte.

Bevor wir aber der Reorganisation des Instituts durch Schreibers gedenken, müssen wir vor Allem eines Zuwachses erwähnen, den dasselbe um jene Zeit erfuhr, und aus dem unmittelbar die Bildung einer neuen Abtheilung hervorging. Es wurde bereits erwähnt, daß schon 1803 eine Sammlung von Wachsmodellen von Succulenten, fleischigen Früchten und allerlei anderen Pflanzentheilen, die sich zum Trocknen nicht eigneten, sowie von Hölzern und anatomischen Präparaten angelegt worden war. Dieselbe wurde, da sich der Kaiser persönlich dafür interessirte, auch unter Schreibers aufrecht erhalten, und durch die Arbeiten zweier eigens hierzu bestellter Kammerwachsarbeiter beständig erweitert.

Ihr wissenschaftlicher Werth war indessen ein recht beschränkter und die Vertretung, welche somit das Pflanzenreich in den k. Naturaliensammlungen fand, eine sehr dürftige. Das wurde anders, als Kaiser Franz 1807 sein großes Privatherbar, das besonders viele exotische Gewächse, so von Boos und Scholl in Südafrika gesammelte, ferner zahlreiche, auf den verschiedenen Expeditionen unter Franz I. und Joseph II. erworbene und dann in Schönbrunn gezogene Pflanzen enthielt, dem Naturalien cabinet überwies. Dazu kam noch im selben Jahre eine Sammlung ostindischer Pflanzen, ein Geschenk Lord Valentia's, und 1808 das große, an 12.000 Arten in 200.000 Exemplaren umfassende Herbar Leopold Trattinick's, sowie die kleineren, aber immerhin bedeutenden Collectionen Ehrhart's, Hoppe's, Schleicher's und Anderer. Damit war mit einem Male eine wirkliche große botanische Sammlung geschaffen. Zugleich wurde sofort eine neue Custosstelle für dieselbe errichtet, die Trattinick erhielt. So war nun neben der mineralogischen und zoologischen in kurzer Zeit auch eine botanische Abtheilung entstanden, die in den Organisationsplan des ganzen Instituts eingefügt wurde und wie jene ersteren unmittelbar dem Director unterstand.

Schon 1806 hatte Schreibers die Herstellung eines Zubaues im großen Hofraume des Gebäudes der Hofbibliothek beantragt. 1807 erfolgte die Bewilligung durch den Kaiser, worauf sofort der Bau begann. Zwei Jahre später war er bereits vollendet. Dadurch wurden abermals drei große Säle für die zoologische Sammlung gewonnen, wozu im folgenden Jahre noch jene Räumlichkeiten im ersten Stock des linken Tractes des Bibliotheksgebäudes, die bis dahin das physikalisch-astro-nomische Cabinet inne hatte, kamen. Nach der Rückkehr des Directors aus Ungarn, 1810, wurde die Neuaufstellung der zoologischen Sammlung in Angriff genommen und im Wesen noch in demselben Jahre beendet. Die Umgestaltung war eine durchgreifende. In den neuen Sälen verzichtete man von vorneherein auf jene mit der Natur kokettirende, decorative Ausschmückung, der Eberle so große Summen geopfert hatte. Aber auch dort, wo sie noch bestand, wurde sie entfernt, um einer einfacheren, ernsteren Aufstellung Platz zu machen. Damit war aber nun auch Gelegenheit gegeben, die systematische Ordnung der Objecte endlich vollständig und mit aller Strenge durchzuführen. Zugleich wurden alle Gegenstände mit Etiketten, die die lateinischen, theilweise auch die deutschen Namen enthielten, versehen. Andererseits verschwanden aber nun auch für immer die Gestalten Angelo Soliman's,

des Negers, und seiner Schicksalsgenossen aus den Räumen der Schau-
säle. Einen großen Gewinn zog neben der Sammlung der Säugethiere
und Vögel, welche in dem neuen Zubau untergebracht wurden, ins-
besondere jene der Insecten aus der neuen Aufstellung, insoferne, als
sie jetzt überhaupt das erste Mal in Ordnung gebracht werden konnten.

Es ist klar, daß ein Institut von solcher Ausdehnung trotz all
der selbstlosen Unterstützung, die ihm von Seite einzelner Volontäre
zu Theil wurde, nicht mehr von einem Director und einem Custos
allein geleitet und in Stand gehalten werden konnte. Schreibers
hatte daher von vorneherein die Schaffung von drei neuen Custos-
stellen und von Stipendien für heranzubildende Praktikanten in
seinen Organisationsplan aufgenommen, und er setzte sie, wenn
auch nur schrittweise, durch, ja es gelang ihm schließlich noch, die Be-
willigung von zwei weiteren Custosstellen zu erlangen, so daß 1814
neben ihm bereits sechs Custoden an der Anstalt thätig waren. Davon
entfielen vier auf die zoologischen, je einer auf die botanischen und auf
die mineralogischen Sammlungen. Eine große Förderung erfuhr aber
das Institut im Sinne einer erhöhten, wissenschaftlichen Entwicklung
durch die besondere Fürsorge, welche Schreibers der bis dahin voll-
ständig vernachlässigten naturhistorischen Bibliothek angedeihen ließ.
Mit verhältnißmäßig großen Geldopfern wurde Jahr für Jahr an der
Bervollständigung der Bücherammlung gearbeitet und durch Ankäufe
von neu erscheinenden Werken, insbesondere auch von periodischen
Schriften, der literarische Fonds der Anstalt auf der Höhe der Zeit
erhalten.

Die eigenthümliche, systemlose Art der Auffammlung von zoolo-
gischen Objecten, die zuerst im „Naturalien cabinet“, später im „Thier-
cabinet“ befolgt worden war, hatte es mit sich gebracht, daß diese
Sammlungen äußerst ungleichwerthig und lückenhaft blieben. Auch da
mußte Wandel geschaffen werden. Mit rascher Entschlossenheit, aber
auch mit kluger Wahl wurde jede Gelegenheit ergriffen, um die vor-
handenen Lücken auszufüllen und dem Fortschritte der naturgeschicht-
lichen Entdeckungen auch auf diesem Felde zu folgen. Ankäufe, die oft
sehr bedeutende Summen verschlangen — es sei davon nur die Er-
werbung eines großen Theiles des berühmten Parkinson'schen Museums
in London um die damals sehr hohe Summe von 18.000 fl. hervor-
gehoben — kleinere und größere Reisen im Inlande und nach ver-
schiedenen europäischen Staaten, Austausch mit anderen Instituten und
nicht zum Wenigsten munificente Schenkungen, wie jene des Grafen

von Savorgnan, welche die Sammlungen Filippo Agnello's aus Aegypten umfaßten, dienten in vorzüglicher Weise diesem Zwecke.

Die organisirende Thätigkeit Schreibers' und seiner Mitarbeiter mußte natürlich ihre rein wissenschaftlichen Arbeiten bis zu einem gewissen Grade aufhalten. Doch ruhten sie niemals vollständig. Ja, einige der bedeutendsten Publicationen Trattinick's, des allerdings am wenigsten in Anspruch genommenen Custoden, rühren gerade aus jener Zeit des Werdens und der Umgestaltung.

Um so rascher entwickelte sich der Einfluß, welchen das Institut nach außen hin auf die Bevölkerung, die immerfort, wenn auch beschränkten *) Zutritt zu den Sammlungen hatte, ausübte. Ein sprechendes Zeugniß dafür ist die Liste der Sammlungen von naturhistorischen Objecten und der Naturalienhandlungen, welche Fitzinger, der Historiograph des k. Hofnaturaliencabinet's, für die Zeit von 1792 bis 1815 aufführt. Jene umfaßt 102, diese 24 Nummern. In der Vertheilung derselben auf die einzelnen Naturreiche spiegelt sich der Entwicklungsgang des k. Naturaliencabinet's, so daß auch darin dessen Einfluß auf die Pflege naturgeschichtlicher Studien in privaten Kreisen zum Ausdruck gelangt. So war die Zahl der Mineraliensammlungen in Wien in jener Zeit auf 53, jene der Conchylien, eines so beschränkten Kreises von thierischen Objecten, auf 7 gestiegen. Das „Thiercabinet“ hatte eine Nachahmung in dem Palaste des Fürsten von Bätthyány gefunden; die Pflanzensammlungen, doch sonst so leicht herzustellen, waren relativ spärlich vertreten und mit ein oder zwei Ausnahmen unbedeutend. Dem entsprechend beschäftigten sich die Naturalienhandlungen auch fast nur mit dem Vertrieb von Mineralien und Conchylien.

Mit dem Jahre 1815 war die Reorganisirung der k. Naturaliencabinete zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die einzelnen Objecte waren so gut, als es möglich gewesen war, aufgestellt und nach wissenschaftlichen Systemen geordnet. Die verschiedenen Sammlungen, deren rasches und gewaltiges Anwachsen die Aufrechthaltung einer übersichtlichen Ordnung unmöglich und damit ihre Benutzbarkeit und also auch ihren Werth illusorisch zu machen drohte, waren auf diese Weise nun

*) Von 1806 bis 1810 waren die Sammlungen jeden Mittwoch, von 1810 an jeden Donnerstag gegen am Vortage auszugebende Karten für das Publicum zu besichtigen. Doch wurden Gelehrten und einzelnen hervorragenden Dilettanten auch Karten zur fortwährenden Benutzung der Sammlungen, und zwar im Sommer auch für die Nachmittage ausgetheilt.

erst ganz zugänglich geworden. Nun erst trat der ganze Reichthum der Sammlungen zu Tage, ihre wissenschaftliche Ausnutzung und Verwerthung war in einem Grade möglich geworden wie nie zuvor, soviel auch noch im Einzelnen zu thun übrig geblieben sein mochte. Da und dort lebte noch ein Rest von dem alten Geiste, aber es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann auch er verschwinden sollte. Die Bahn für eine gedeihliche Entwicklung auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage war gebrochen. Hemmnisse mochten wohl kommen, aber sie konnten nur mehr vorübergehend den Fortschritt des Institutes aufhalten. So war Schreibers' und seiner Beamten Aufgabe für die Zukunft klar vorgezeichnet. Was sie erheischte, war Beseitigung der letzten noch in die neue Periode herüber genommenen Mängel, Erhaltung des Besitzstandes und Ausbau desselben nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und des Fortschrittes der Wissenschaft auf der einen Seite, wissenschaftliche Ausbeutung der Sammlungen — gewissermaßen die Verinteressirung des aufgespeicherten Capitals —, Sicherung eines gelehrten Stabes für die Zukunft durch Heranbildung junger Kräfte und die anregende Einwirkung auf den Natursinn der großen Massen auf der anderen Seite. Eine solche Lösung war aber allerdings nur dann möglich, wenn der Leiter das Vertrauen seines Kaisers und der ihm unmittelbar vorgesetzten Behörde, des Hof-Kammeramtes, und deren Unterstützung genoß.

Der bedeutendste Uebelstand, der der Anstalt noch aus Baillou's Zeiten anhaftete, war die noch immer aufrecht erhaltene Verquickung der Conchylien, Crustaceen, Strahlen- und Korallenthiere mit dem Mineralien cabinet. 1818 gelang es Schreibers aber, auch diese Sammlung für die zoologische Abtheilung zu gewinnen. Sie wurde in den linken Tract des Bibliotheksgebäudes übertragen und hier im ersten Stockwerke im Anschlusse an die Helminthen untergebracht.

Die Erweiterung und Vervollständigung der Sammlungen wurde beständig im Auge behalten. Ankäufe, kleinere und größere Reisen, Tauschverhandlungen mit anderen Museen und Spenden von verschiedenen Seiten förderten, wie früher, so auch in dem der Reorganisation folgenden Zeitabschnitt die Entwicklung der Anstalt, theilweise in einem Maße, daß der Zuwachs über den Fassungsraum der vorhandenen Säle und die Leistungsfähigkeit der angestellten Leistungskräfte hinausging. Die Aufführung all' der hinzugekommenen Sammlungen und einzelnen werthvollen Objecte würde viele Seiten füllen. Hier kann kaum das Allerwichtigste namentlich angeführt werden, so:

Giesecke's grönländische Ausbeute (1818); Kénier's zoologische Sammlung der wirbellofen Thiere des Adriatischen Meeres, die ebenfalls 1818 um 18.000 Gulden angekauft wurde; Portenschlag's Herbar (1823); die Sammlungen und Zeichnungen des berühmten Pflanzenmalers Ferdinand Bauer, der Capitän Flinders auf seinen Reisen in der Südsee begleitet hatte (1826); van der Null's großartige Mineraliensammlung (1827); Partsch's Petrefacten-Collection (1836); Kotschy's viele Tausende von Arten umfassende Pflanzensammlungen aus dem Orient und dem oberen Egypten (1835–1862); die große Ausbeute von den Reisen Carls Baron v. Hügel (1839); zahlreiche Meteorite u. dgl. Die großartigste Erwerbung war aber durch die brasilianische Expedition hinzugekommen, welche Kaiser Franz gelegentlich der Vermählung seiner Tochter Leopoldine mit Don Pedro, dem Kronprinzen von Brasilien, auszurüsten beschloffen hatte.

Diese Reiseunternehmung, neben der Novaraexpedition die großartigste und ergebnisreichste, welche jemals von österreichischer Seite zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeführt worden ist, verdient mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für die k. Naturaliencabinete besonders hervorgehoben zu werden. Für dieselbe waren für sämtliche Zweige der Naturgeschichte der Botaniker Johann Mikán, Professor in Prag, für Zoologie Johann Natterer für Botanik und Mineralogie Johann Pohl, ebenfalls aus Prag als Präparatoren der Gärtner Heinrich Schott und der Jäger Dominik Sochor, als Maler endlich Thomas Ender, der berühmte Landschaftster, und Johann Buchberger gewonnen worden. Die Expedition erhielt einen noch größeren Umfang dadurch, daß sich ihr von bayrischer Seite noch die Naturforscher Spiz und Martius, von italienischer Seite Raddi angeschlossen. Die Theilnehmer verließen 1817 Europa. Ihnen folgte noch 1819 der Gärtner Schücht. Professor Mikán kam schon Ende 1818, Dr. Pohl im October 1821, Schott und Schücht 1822 nach Wien zurück. Johann Natterer verblieb aber noch bis Ende 1835, also durch nahezu 18 Jahre in Brasilien. Die Reisen Mikán's, Pohl's und Natterer's hatten sich über die verschiedensten Theile Brasiliens erstreckt. Die erste Sendung gesammelter Objecte traf 1818 zugleich mit Mikán ein. Neun weitere große Sendungen folgten bis 1830, endlich brachte Johann Natterer 1836 selbst noch eine reiche Ausbeute mit. Es war ganz unmöglich, all diese neuen Schätze in den vorhandenen Räumen der Naturaliencabinete sofort zu präpariren und unterzubringen. Die Gründung eines eigenen „brasilianischen“ Museums durch Kaiser Franz 1820 bedeutete daher

eine willkommene Entlastung für die Naturaliencabinete, die zugleich auch der Sache zu statten kam. Das brasilianische Museum wurde schon im folgenden Jahre eröffnet und der Eintritt für das Publikum jeden Samstag von 9 bis 12 Uhr Vormittags gegen Eintrittskarten gestattet. Die Oberleitung über das Museum lag in den Händen Schreiber's die Harptaufsicht über die zoologische Abtheilung hatte Custos Josef Natterer, jene über die botanischen und mineralogischen Sammlungen Dr. Pöhl. Das Museum war in der Johannesgasse Nr. 972, in 13 Räumen untergebracht; davon entfielen 7 Zimmer auf die zoologischen, 3 kleinere Räume auf die botanischen, 2 auf die mineralogischen, ein großes Zimmer auf die ethnographischen Sammlungen. Die große, 507 Blätter umfassende Bildersammlung von Thomas Ender war in der botanischen Abtheilung untergebracht. Aus diesen Angaben allein läßt sich auf den gewaltigen Reichthum an Naturschätzen, den jene Expedition einbrachte, schließen. Die Aufstellung der Sammlungen war übrigens keine systematische, und sie konnte es füglich mit Rücksicht darauf, daß sie ja erst der Bearbeitung entgegenstehen, auch nicht sein. Die Gegenstände waren vielmehr nach ihrer geographischen Zusammengehörigkeit geordnet. In diesem Zustande blieb das brasilianische Museum. Bis 1836 Kaiser Ferdinand seine Auflösung und Einreihung in die Sammlungen der k. Hof-Naturaliencabinete verfügte. Es war dies eine Aufgabe, die neuerlich eine Erweiterung der den letzteren zugewiesenen Räumlichkeiten und eine mehr oder weniger vollständige Umstellung und Revision der alten Sammlungen erheischte. Durch Räumung von Naturalwohnungen im Hof-Bibliothekengebäude, Umgestaltung von Werkstätten, die Entfernung der Sammlungen der Wachsmodelle, die an die Josephinische Akademie abgegeben wurden, die Ausscheidung von Doubletten, und untergeordneten Varietäten u. dgl. wurde endlich der für die Aufnahme des Zuwachses nöthige Raum geschaffen. Noch 1836 wurde mit der neuen Ordnung in allen drei Cabineten begonnen. 1839 war diejenige der zoologischen, 1842 jene der mineralogischen Abtheilung beendet.

Noch 1836 wurde mit der neuen Ordnung im zoologischen und im mineralogischen Cabineten begonnen; 1839 war sie bereits im ersteren abgeschlossen. Die nach Cuvier's System aufgestellte Sammlung von Säugethieren (etwa 500 Arten in 1900 Exemplaren) umfaßte drei größere Säle und vier kleinere Räumlichkeiten, diejenige der Vögel, damals die reichste und vollständigste in Europa und zugleich der Glanzpunkt des ganzen Museums über 3000 Arten in etwa 14.000

Stücken. Sie war in einem sehr großen Saale und vier großen Zimmern und in einem Theile eines Corridors untergebracht; nur die neuen, noch nicht beschriebenen brasilianischen Arten blieben noch von der Einreihung ausgeschlossen. Die Anordnung erfolgte auf Grund des Systems von Vigor. Raum minder werthvoll in ihrer Art war die Sammlung der Reptilien (1500 Arten in 5000 Exemplaren). Dann folgte jene der Fische (2000 Arten in 3000 Exemplaren) nach Cuvier, und jene der wirbellosen Thiere nach Latreille, Savigny u. A. geordnet. Unter den letzteren stachen besonders die Abtheilungen der Mollusken und der Korallenthier, der Bryozoen und Schwämme hervor, wie sie ja auch heute eine Zierde der betreffenden Säle bilden. Die Präparation der größeren Thiere war für jene Zeit und ihre Ansprüche ganz gut. Heute stehen die alten Objecte freilich durch ihre Steifheit und mitunter selbst die Verunstaltung der Körperform recht merklich von den lebensvollen Darstellungen der modernen Taxidermie ab. Die Ausstattung der hinter Glaswänden und in Glasschränken aufgestellten Sammlungen war zweifellos eine recht zweckmäßige, wenn auch einfache, die durch die sorgfältige Etikettirung nur gewann.

Langsamer schritt die Aufstellung der Sammlungen des Mineraliencabinetes vorwärts; erst 1842 wurde sie abgeschlossen. Die Räumlichkeiten blieben dieselben wie vorher, nämlich drei große Säle, ein kleinerer und ein Vorzimmer. Die Eintheilung der Sammlungen war der gegenwärtig durchgeführten im Wesen gleich; nur war die jetzt selbstständige geologische Abtheilung damals wie vorher und nachher bis zur Errichtung des neuen Museums, dem Mineraliencabinete angefügt. Vor Allem war aber damals schon die Sammlung der Meteoriten (94 Localitäten in 258 Nummern) einer der größten Schätze des Cabinets und die erste der Welt.

Die botanische Abtheilung, die nach Ausscheidung der Wachsmodelle kaum mehr irgend welche Schaustücke für das große Publicum enthielt, war seither nicht mehr für dasselbe geöffnet. Doch war auch hier schon 1837 mit der Revision und Umordnung begonnen worden. Als aber diese 1843 zu einem großen Theile fertig gestellt worden war, erlangte der damalige Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens der Universität, Stephan Endlicher, von Kaiser Ferdinand die Genehmigung, daß das ganze Herbar und mit ihm der botanische Theil der Bibliothek der Naturaliencabinete in den botanischen Garten am Rennweg übertragen werde. Es wurde zu diesem Zwecke das Gartenhaus im oberen Theile des Universitäts-

gartens am Rennweg einem theilweisen Um- und Zubau unterzogen, der 1844 beendet wurde, worauf sofort die Uebertragung der Sammlungen in das botanische Musealgebäude erfolgte. Von da an blieb die botanische Abtheilung bis 1884 von den beiden anderen Naturalien-cabinetten räumlich getrennt. Der Ruf der Anstalt als einer der reichsten des Continents hatte sich schon früh durch Europa verbreitet. Mancher junge Mann, dessen Namen später mit Achtung in der Gelehrtenwelt genannt wurde, fand hier seine Schule; aber auch Forscher von längst erprobter Tüchtigkeit liehen dem Institute ihre Kräfte oder suchten und fanden in seinen Sammlungen das Materiale zu ihren Studien. Und auch von Denen, die zeit ihres Lebens mit demselben verkettet blieben, hat Mancher in der engeren Sphäre seines speciellen Faches sich zum Meister entwickelt. In jener langen, mehr als dreißigjährigen Periode ruhiger Entwicklung war es, wo hier Chladny (1819) sein epochemachendes Werk über die „Feuermeteore“ schrieb und am Josephs-plate einen Cyklus seiner berühmt gewordenen Vorträge abhielt, wo Friedrich Mohs, der Begründer des freilich nun schon lange überlebten naturhistorischen Mineralsystems hier neben seiner Thätigkeit an der Universität arbeitete und lehrte (1828 bis 1835, davon 1834 und 1835 als Custos), und wo Stephan Endlicher, dieser universelle Geist, der als Botaniker wie als Sprachforscher zu so bedeutendem Rufe gelangte, den einen Theil seines unerschöpflichen Wissens gewann und seine literarische Thätigkeit entfaltete (als Custos 1835 bis 1840).

Damals wirkten am Institute von bedeutenderen Specialisten Trattinick (Botaniker, bis 1835), Bremser (Helminthologe, bis 1827), Partsch (Mineraloge und Geologe, seit 1816), Kollar (Entomologe, seit 1817), Fitzinger (Zoologe, besonders aber Ornithologe und Herpetologe, seit 1817), Heckel (Ichthyologe, seit 1818), Fenzl, der nachmalige Director des botanischen Gartens (seit 1835), u. A. Auch Pohl's Name, des Verfassers eines Prachtwerkes über die brasilianische Flora, das 1827 und 1829 erschien, schließt sich unmittelbar dieser Reihe an.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Raphael Donner, seine Vorgänger und Zeitgenossen.

Von Dr. Joseph Dernjacz.

I.

Giovanni Giuliani.

Der biedere „bürgerliche“ Bildhauer Giovanni Giuliani war sicherlich eine demüthige, bescheidene Seele, wie die meisten Leute seiner Kunst, und hat jeden Gedankens an Unsterblichkeit. Heutzutage gilt er als eine Heiligenkreuzer Celebrität; man forscht nach seines Lebens Daten; seine Arbeiten und die etwas vierschrötigen Modelle dazu werden studirt und auf Stylunterschiede hin geprüft. Schreiber dieses wurde durch eigene Anschauung frühzeitig in Betreff der Bedeutung Giuliani's stutzig gemacht. Das wunderliche Balanciren Rabdeo's zwischen „gewissermaßen“ und „erspähte reine Kunstweise“, „naturalistische Barocke“ und „Autodidakt“¹⁾ war auch nicht darnach angethan, seine Zweifel zu zerstreuen. Vielleicht hätte Flg's über Georg Raphael Donner im k. k. Oesterreichischen Museum gehaltener Vortrag²⁾ seine Bedenken beseitigt, wenn er gedruckt worden wäre. Die darüber publicirte Notiz war jedoch nicht im Stande, ihn in der Uebereinstimmung mit Karl Weiß irre zu machen, welcher, entgegen der Schläger'schen Ueberlieferung³⁾, die Fähigkeit des Urhebers der Heiligenkreuzer Kreuzwegfiguren, einen Lehrling weiter als über die Anfangsgründe der Kunst hinauszubringen, in Abrede stellte.⁴⁾

¹⁾ Matthäus Donner.

²⁾ Siehe Mitthlg. d. O. Mus. 1887, S. 327 ff.

³⁾ Raphael Donner.

⁴⁾ Jahrb. der Landeskunde von Niederösterreich, II, Abg. deutsche Biogr. IX. Giuliani.

In der That, wer für irgend ein auf billige Arbeit angewiesenes Kloster Duzende von Heiligenstatuen entweder selbst zusammenknetete oder durch Handwerksgejellen in des Wortes nüchternster Bedeutung¹⁾ nach den Kupfern der Bavaria sancta und des Bertholdus Mellicensis, der Wierz und der Sadeler „gegen Wohnung, Kost, Kleidung, Arznei, kurz alles Mögliche an Lebensbedürfnissen“ zusammenkneten ließ, der schulte keine Bildhauer, wie der a. h. Hof sie brauchte an dem Prinz Eugen nicht blos in Sachen der Politik und des Kriegswesens den Ton angab, oder wie die Erzbischöfe von Salzburg und Gran ihrer bedurften, Grandseigneurs im Style der damaligen Zeit und von demselben geistigen Gepräge, wie der Abt von Heiligenkreuz, unter dessen Feder mitten in einer deutschen Zeile Giuliani sich in einen Julien verwandelte. Die Berufung an den Hof genügte bei Donner zur Placirung in salzburgischen Diensten; der Nachweis, in letzteren sich rühmlich bewährt zu haben, zur Aufnahme bei Emerich Eszterházy, Fürstprimas von Ungarn, als nach dem Tode des Fürsterzbischofs Franz Anton Grafen von Harrach, 1727, in Salzburg ein neues Regiment ans Ruder kam. Zu seinem künftigen Berufe als Baudirector sicherlich noch nicht vorgebildet, hat Donner 1712 oder 1715 Heiligenkreuz verlassen; in dem letztangeführten Jahre traf ihn bekanntlich „viel zu frühe für sein Lebensglück“,²⁾ aber, wie es scheint, ohne Nachtheil für seinen Ruhm als Künstler, „der Strahl der Liebe“. 1724 ist er zum ersten Male urkundlich in Wien nachweisbar. Sollte er sich inzwischen bei den Stanetti, Kaspar, Günst, Canaveje und Matthielly oder anderswo in Wien weitergebildet haben, wo die Strudel'sche Akademie bereits in Auflösung begriffen und die des van Schuppen noch nicht errichtet war? Stellen wir, um uns darüber zu orientiren, wo er geweiht haben könnte, der Aufforderung Kadebo's³⁾ entsprechend, den Künstler einmal „in das Kunstleben seiner Zeit“.

Nehmen wir unseren Ausgang von der Gurker Bleigußgruppe der Pietà. Wir haben ja die treffliche Wlha'sche Aufnahme derselben vor uns liegen.

¹⁾ Auch Neumann scheint die Herren nicht höher zu taxiren. Ihre Arbeiten sind „viel schwächer“ als selbst die Giuliani's! Vgl. Handwerk und Kunst im Stifte Heiligenkreuz vom 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ver. u. Mitthlg. d. Alterth.-Ver. XVIII. S. 123 ff.

²⁾ Schlager.

³⁾ A. a. D. S. 3.

II.

Le Voeu de Louis XIII.

Wer kennt es nicht aus dem Stiche Luigi Calamatta's, das herrliche Gemälde von Ingres, bekannt unter dem Namen, mit welchem wir soeben dies Capitel überschrieben haben, die heilige Jungfrau, Raphael's Madonna da Fuligno nachempfunden, welcher der am Altare kniende König Scepter und Krone emporreicht! Die Inschrifttafel in der Hand der Engel unten rechts verzeichnet den Tag, an dem Ludwig XIII. voller Freude, daß ihm ein Thronerbe in Aussicht, „par un élan de chevalerie extatique“¹⁾ sich und sein Königreich dem besonderen Schutze der Himmelskönigin empfahl²⁾ und in feierlicher Form derselben einen seiner königlichen Mittel würdigen Altarbau angelobte. Den Kenner der Geschichte Frankreichs werden die 60 Jahre zwischen dem Gelübde und dessen Ausführung nicht wundernehmen. Ludwig XIII. überlebte die Geburt seines Sohnes nur wenige Jahre. Dann kam die trübe Zeit der Fronde, dann die glänzende Colbert's und Louvois' und der wachsenden Machtstellung Frankreichs und Ludwig XIV. überstrahlte als Roi Soleil längst alle Monarchen Europas als 1699 auf seinen Befehl nach den Plänen Mansarts und Robert de Cotte's die Ausschmückung des Chores von Notre Dame in Angriff genommen wurde. Die Arbeiten waren, wie man aus einer Stelle bei Piganiol de la Force schließen möchte³⁾ noch nicht völlig zum Abschlusse gekommen, als die Apfis der Kathedrale bei der Feier des Te Deum nach dem Abschlusse des Utrechter Friedens am 22. September 1714 den Blicken des staunenden Paris sich wieder öffnete. Was sie damals dem Auge an künstlerischem Glanz dargeboten, davon giebt uns heute noch der Kupferstich von Hérisset, dem oben citirten Werke Piganiol's beigegeben, einen, wenn auch nur schwachen Begriff. Die beiden knienden Könige, Guillaume Coustou's Ludwig XIII. und Antoine Coyzevox's Ludwig XIV. sind seit der Revolution wiederholt entfernt und wieder an ihre Stelle gerückt worden; der alte Hochaltar ward längst durch einen neuen ersetzt. Die Pietà Nicolas Coustou's in der Schlußarcade schützte

1) Michelet, Histoire de France.

2) Die Literatur siehe im Inventaire général de richesses d'Art de la France. Paris, Monum. religieux. T. I. p. 386 fg. Vgl. auch Paris à travers les âges. I. p. 16. 27.

3) Nouvelle Description de la France. Paris 1718. T. II. p. 83.

vermuthlich nur die Schwierigkeit, sie von der Stelle zu rücken, und die berühmten „Boiseries“ nur ihr enormer Kunstwerth vor der Entfernung und Zerstörung. Denn vor der idealen Schönheit der letzteren ließen auch die romantischen Devastatoren, welche viel bössartigerer Natur waren und noch sind, als weiland die Classicisten, den Muth und die Arme sinken. Viollet-le-Duc „restaurirte“ zwar den Chor, rührte aber die Chorstühle bis auf ein Geringes nicht an.

So blieben sie uns denn bis auf den heutigen Tag erhalten, „der kostbarste Schmuck der Kathedrale“, ¹⁾ die Holzschnitzereien des Jean du Goulon und seiner Schüler Louis Marteau und Jean Mel. Dargestellt sind in den Reliefs derselben zunächst die Sanftmuth, Klugheit und Wachsamkeit, dann Scenen aus dem Leben Christi und der Maria, denen schließlich die Heilung des Königs Childebert durch den Bischof Germanus und der Märtyrertod des hl. Dionysius sich anreihen. In der Behandlung des Beiwertes, der Wolken und Hintergründe, in den Körperproportionen, in der Idealität der Formen; in den Falten und Flächen, sowie im Linienflusse der Draperien, wie derselbe den Rundungen des Körpers folgend sich gestaltet; in der Haltung und Haartracht der heiligen Frauen; in Allem und Jedem stimmen diese plastischen Gemälde mit den analogen Arbeiten Georg Raphael Donner's überein, mit den, gegenwärtig in der Ambraser Sammlung verwahrten Marmorreliefs für den Sacristeibrunnen von St. Stephan, Hagar in der Wüste und die Samariterin am Brunnen darstellend. Zwischen der Pietà des Grafen Zichy ²⁾ und der Descente de Croix des Jean du Goulon sind die Aehnlichkeiten förmlich frappirend. Bei näherer Betrachtung möchte man sich versucht fühlen anzunehmen, daß für die Haltung und Draperie des Kopfes der Madonna die Figur der Sanftmuth das Vorbild abgegeben habe. Oder sollte die Donner'sche Composition wirklich von der des Jean du Goulon abhängig sein?

Nach den neueren Forschungen ³⁾ war die seinerzeitige Annahme, die französischen Bildhauer seien seit Ludwig XIV. alle zu Rom, i. e.

¹⁾ Vgl. Album de Boiseries sculptées au Choeur de Notre-Dame, connues sous le nom, le Voeu de Louis XIII., dessinées et lithogr. par Bénédict. Texte par J. B. E. Pascal. Paris 1855. fol.

²⁾ Vgl. über dieselbe sowie über die beiden soeben citirten Reliefs Fig. im Album österreichischer Bildhauerarbeiten des 18. Jahrh. und in d. Ver. und Mitthlg. d. Alterth.-Ver. XIII. S. 63 ff.

³⁾ Henri Jouin, Antoine Coyzevox, Paris 1883, Arsène Houssaye, l'Art français au XVIII^e siècle. Paris 1860. 8^o.

bei Bernini in die Schule gegangen, eine irrige. Die französische Plastik bildet eine einzige große Schule schier tausend Jahre hindurch; sie ist an den Tümben unter den Spitzbogenwölbungen der großen Kathedralen nicht weniger national als in den Parks von Versailles, Marly und Trianon. Ein Michel Colomb, ein Texier, lassen sich in ihren Principien der Naturwahrheit, der stylvollen Behandlung der Form, der geschlossenen Composition nicht beirren, als von Italien der Sirenenklang der Name eines Donatello und Ghiberti herüber- tönt; ein Germain Pilon und ein Jean Goujon bleiben sich selbst getreu, als unter Franz I. der gallo-florentinische Styl der Schule von Fontainebleau geboren wird, um in den Errungenschaften der Renaissance, dem Studium der Antike, dem, schon dem Alterthum bekannten, im 13. Jahrhundert wieder entdeckten Princip des Gegensatzes in den Stellungen, ein neues Element in die französische Kunst einzuführen. Es hat unter Ludwig XIV. in Frankreich einen Künstler gegeben, welcher zu stolz war, um sich mit jemand Anderem als Bernini und Algardi vergleichen zu lassen. Das war der einzige barocke Meister der französischen Plastik, die im Uebrigen ebensowenig wie die französische Architektur, einen Barockstyl besaß. Als Pierre Puget seinen Milon von Kroton dem versammelten Hofe zeigte, da standen mit ihm noch zwei andere Genossen seines Faches vor dem König, Girardon und Coyzevox, Beide directe Abkömmlinge jener national gebliebenen Zeitgenossen der nach Frankreich verschlagenen Spätlinge der Renaissance, jener durch François Anguier und Simon Guillain, dieser durch Louis Verambert und Jacques Sarrazin, dessen Louvrefaryatiden die vollständige, der nationalen Eigenart entsprechend vor sich gegangene Assimilation des von jenseits der Alpen Ueberkommenen beweisen.

Der bedeutendere der beiden Collegen des Pierre Puget ist dieses soeben erwähnten Sarrazin Enkelschüler, Antoine Coyzevox (1640 bis 1721), mit Colbert und Louvois, Mansart und Lebrun Mitarbeiter am Ruhme des „großen Jahrhunderts“, dessen Hauptvertreter er mit unübertrefflicher Treue porträtirt hat; der nationale Meister par excellence, der an der Spitze der Bildhauer von Versailles, die Antike als sein Ideal vor Augen, die französische Plastik durch den Wirbelsturm der wälschen Barockkunst glücklich hindurchsteuerte und in den königlichen Palästen in zahllosen Gebilden in Holz und in Blei, in Stuck und in Bronze sich hethätigte, vor Allem aber in Marmor, seinem Lieblingsmaterial. Dieser ward biegsam und weich und kräufelte und glättete sich unter seinem Meißel, wenn das Modebeinwerk jener

Tage, das römische Costüm und die Allongeperrücke des Königs und seiner Heerführer es erforderte. Die Neffen und der Großneffe dieses Meisters, Nicolas Coustou (1658 bis 1733), der liebenswürdige Bildner von Amoretten, die er so verschwenderisch herausflattern ließ, „wie die Horen des Correggio Rosen streuen“; Guillaume Coustou der Aeltere (1678 bis 1746), der in Rom die von Ludwig XIV. bei Legros bestellten Copien von Antiken und in Paris für Marly die berühmten, des Lysippus' Werken verglichenen Rossgebändiger schuf, die Nachkommen der Kasse von Monte Cavallo und directen Vorfahren aller ähnlichen vor Pferdegeschwennen und Sommerresidenzen anderwärts aufgestellten Gebilde; Guillaume Coustou der Jüngere (1716 bis 1777) endlich, der Freund der Pompadour, der gewisse „ein wenig von seinem Vater und viel von seinem Onkel, aber ohne die Poesie und Modellirung des Ersteren und ohne den lebendigen Styl des Letzteren“: sie bilden seine Schule; sie herrschen mit ihrer Kunstweise im 18. Jahrhundert durch ganz Europa; sie dominiren (durch Jean Thierry) am spanischen Hofe ebenjogut als in Sachsen (durch François und Pierre Coudray). Mit den Classiciſten verbinden die Schule des Coyzevox, Edme Bouchardon (1698 bis 1762), dessen Fontaine der Rue de la Grenelle 1739 eröffnet wurde und die Lothringer Lambert Sigisbert Adam und Sébastien Adam, alle Drei directe Schüler der Coustous, in ihren Arbeiten nicht ohne Reiz, aber schon schwerfälliger in der Form als diese, deren Bannkreis auch die bescheidenen und bis auf den Namen völlig verschollenen Arbeiter an den Chorsthühlen des Voeu de Louis XIII. in sich begreift.

Simon Guillain hatte in Italien die Compositionen des Annibale Carracci und des Albani gestochen, Sarrazin sich an Domenichino angeschlossen, während dieser an seinen Gemälden in S. Andrea della Valle arbeitete. Auch Nicolas Poussin nahm sich Domenichino zum Muster, in dessen Werken wir die edle Einfachheit der Meister des 16. Jahrhunderts wiederfinden¹⁾; nach Poussin schulte sich Charles Lebrun, der Freund und Gönner von Antoine Coyzevox und seiner Familie, der Intendant und Freund des Ministers Colbert, nach den Carraccis aber Pierre Mignard, gleich Lebrun und Coyzevox' Lehrer Verambert aus der Werkstatt des Naturalisten Simon Vouet hergekommen, unter Louvois Nachfolger Lebrun's in Amt und Würden. Coyzevox und Girardon

1) Vgl. Regnet. Poussin, bei Dohme, Kst. u. Kstler.

geriethen oft genug in nicht geringe Verlegenheit, wenn ihnen der Auftrag ward, die Compositionen des premier peintre du Roi zu modelliren. Was die französische Plastik Malerisches an sich hat, sie verdankt es der auf den italienischen Effektikern basirenden französischen Malerei. Die Zeit Georg Raphael Donner's sah in dieser, conform der Umbildung in der Gesellschaft, die ganze Entwicklung sich vollziehen vom Feierlich-Ernsten, Pompösen, Majestätischen, bis zum Heiteren, Graciösen und Galanten. In seine Jugend fallen die spätern Tage eines Noël Coypel, Ch. de Lafosse, Jean Jouvenet, Bon Boullongue und Antoine Coypel († 1722); in seine reiferen Jahre mit denen des Nicolas Coustou die Ausklänge eines Fr. de Troy, eines Louis de Boullongne, eines François Lemoine († 1737); seine Meisterjahre coincidiren, wie die des älteren Guillaume Coustou, mit denen eines Noël Nicolas Coypel, S. F. de Troy, Charles Coypel und Nicolas de Largillière († 1764). Gleichzeitig mit dem oben erwähnten Antoine Coypel schloß Antoine Watteau für immer die Augen (1721). Und wie Hyacinthe Rigaud, der große Meister im historischen Porträt, so hat von den Schülern des Dachdeckersohnes aus Valenciennes, „qui fût par excellence le peintre de l'esprit et des fêtes galantes" (Houffaye), Nicolas Lancret unseren Bildhauer nur um zwei Jahre überlebt, während Jean Baptiste Pater schon fünf Jahre vor ihm heimgegangen ist. Der Heimgang Hyacinthe Rigaud's, Donner's, Lancret's und Pater's fällt in die Zeit der Triumphe eines Carle Vanloo († 1765) eines François Boucher († 1770), des Günstlings der Pompadour, und eines Guillaume Coustou des Jüngeren.¹⁾

Das war die große französische Kunst, die sich entwickelt hatte, parallel mit der Weltliteratur von Corneille, Racine und Molière angefangen bis auf die Zeitgenossen Donner's, Voltaire, Rousseau und die Encyclopädisten, von Milton bis auf Pope und Addison, Smollet und Sterne. Ein üppig gedeihender Baum, mit weit ausladender, fruchtschwerer Krone stand sie da in den Tagen, „als der schaffende Prometheusfunke in der Kunst jenseits der Alpen zu verlöbchen und das mehr als ein halbes Jahrtausend geführte Scepter in der Malerei, Plastik und Architektur Italiens matter Hand zu entfallen schien.“²⁾ Wohl errangen noch in Italien die beiden Canaletto

1) Vgl. Dohme, Watteau und Boucher (Kunst und Künstler).

2) Justi, Winkelmann II a., S. 155.

wunderbare Erfolge auf dem Gebiete der Bedutenmalerei; wohl bligte noch das Genie eines Tiepolo auf aus der Masse der Mittelmäßigkeiten à la LOTH und RICCHI, ROSA und DIAMANTINI, CRIVELLI und PIAZZETTA, deren Schüler sammt ihren Meistern oft ebenso eine Verlegenheit bilden für die Verwaltung einer anständigen Gemäldegalerie, wie die Herren Collegen der GOLDONI und GOZZI für die Verzeichnisse der Literaturhistoriker; wohl zogen die CORRADINI und CUTAJI, STANETTI und MATTHIELLI noch über die Alpen nach Herrendienst und Herrengunst, reichen Feldern der Thätigkeit und reichem Lohn. Aber sie waren, als sie die Heimath verließen, in ihrem Styl längst keine Italiener mehr, denn auch in Italien war der französische Einfluß auf allen Gebieten längst eine vollzogene Thatsache¹⁾ und wenn sie noch irgend etwas Vaterländisches, Barockes mit sich gebracht hatten: unter dem Druck der in der Fremde in Hinsicht des Geschmacks an sie gestellten Anforderungen mußten sie es total abstreifen. Im Grand Cabinet du Roi, im Cabinet Crozat, in Hunderten und Hunderten von Einzelblättern trug die französische Kupferstecherschule die Werke der großen Meister jenseits des Rheins in alle Welt; daneben von den alten Meistern die den künstlerischen Idealen der Franzosen am meisten verwandten. Und auch der Italiener konnte nicht anders, als diese vor Allem schätzen lernen; auch er, wie der Deutsche, mußte sich dieselben so einprägen, wie das französische Auge sie sah und die französische Hand mit einer Virtuosität ohne Gleichen ihm überlieferte.

Es wird in Zukunft für Jemanden, der sich als ein besonders geistreicher Beobachter aufspielen will, zweifelsohne keineswegs schwerfallen in den Butti's am Hagar-Relief des Donner und in den decorativen Partien an den Pariser Chorstühlen Anklänge an Albani und schließlich an Watteau zu entdecken,²⁾ in der Hagar selbst mit der Pomona des Letzteren³⁾ eine Aehnlichkeit zu finden und zu der Ueberzeugung zu gelangen, der Christus im Relief „die Samaritanerin am Brunnen“ sei in Haltung und Geberde von dem Helden eines Lancret'schen Amusements du petit maître nicht sonderlich verschieden. In unserem Belvedere hängt ein Pietà-Gemälde van Dyck's.⁴⁾ Brenner hat es gestochen und 1728 in seinem Theatrum artis pictoriae publicirt. Das Pietà-Relief am Chorstuhle von Notre Dame zeigt sowohl in

1) Cf. Dussieux, Les artistes français à l'étranger, 3. éd. 1867, p. 65.

2) L'Embarquement pour l'Isle de Cythère entstand 1717.

3) Gestochen von Boucher anfangs der Dreißigerjahre.

4) Engerth, Nat. Nr. 6.

der Gesamtcomposition wie namentlich in der Behandlung des Nackten sehr viel Verwandtschaft mit dem Brenner'schen Schabblatt. Sollte dieses, das auch einzeln im Handel und in den Sammlungen vorkommt,¹⁾ seinen Weg in die Welt allein gefunden haben und zu einer Zeit nach Paris gekommen sein, daß es bei der Herstellung des in Rede stehenden Reliefs noch als Vorlage dienen konnte? Auch der Engel hoch oben am Hagar-Relief nimmt sich aus wie eine Variante des Christus in der Jean du Boulon'schen, beziehungsweise irgend einer van Dyck'schen Pietà; auch die Stadt auf dem Donner'schen im Besitze des Grafen Zichy befindlichen Pietà-Relief, sowie die auf der Descente de croix am Chorstuhl von Nôtre Dame macht den Eindruck, als wäre sie nach Poussin oder van Dyck studirt. Resultat: van Dyck hat die französischen Bildhauer in Passionsdarstellungen sehr stark beeinflusst, weil er an Ausdruck und Formenempfindung den von ihnen favorisirten Italienern unter allen Niederländern am nächsten steht. Auch die Zichy'sche Pietà athmet ganz und gar den Geist des großen Niederländers. Ihre Vorlage hängt gegenwärtig in der Münchener Pinakothek²⁾ und war zu Donner's Zeiten durch den Stich von L. Vorstermann den Künstlern längst geläufig.

Es muß eine sonderbare Geistesdisposition gewesen sein, welche im vorigen Jahrhundert die massenweise Errichtung von Calvarienbergen und Kreuzwegstationen ins Leben rief, eine Geistesdisposition jener vergleichbar, die in unserer Zeit mit der Johanna Gray, Strafford, Cromwell einem Meister Erfolge ermöglichte, der sich merkwürdigerweise auch mit der Leidensgeschichte der Maria einen großen Ruhm erwarb. Künftige Untersuchungen müssen zeigen, ob sie nicht auch von Frankreich, wenn schon nicht ausgegangen, so doch stark in Mode gebracht worden ist. Von Frankreich gingen auch die Orden der Prêtres Missionnaires du Calvaire (1680), die Religieuses de Nôtre Dame du Calvaire (1617 bis 1622) aus, ein Jahrhundert zuvor, ehe ein in Piemont, also in einer der wichtigsten Einbruchsstellen der französischen Culturströmung Gebürtiger, den Orden der Passionisten ins Leben rief, mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Zweck, das Volk zum religiösen Nachdenken über die Geheimnisse des Leidens, das Kreuz und den Tod Christi anzufeuern.³⁾ Ch. Lebrun läßt die Vermählung

¹⁾ Vgl. Nagler, Brenner.

²⁾ Nr. 830.

³⁾ Vgl. Crome, Gesch. der Mönchsorden, Leipzig 1771. V, S. 101 ff. Genrion Fehr, desgl. II, S. 57 ff.

Ludwig's XIV. vor einem pietäteschmückten Altar vor sich gehen; ¹⁾ Jean Lepautre wählt sie als Retable für einige seiner schönsten Entwürfe zu Altären. Die berühmteste Pietà der Zeit Georg Raphael Donner's war die von Nicolas Coustou in der Chornische von Notre-Dame. ²⁾ Die Donner'sche im Dome von Gurk dürfte ihr so ziemlich nahe kommen, sie ist eine entfernte Verwandte von ihr, wenn sie nicht etwa durch den oben erwähnten Stich von Hérisset direct von ihr herzuleiten ist. Wie oft ist der Stoff, die Mutter unter dem Kreuze, seit dem Beginne der Renaissance nicht dargestellt worden! Von Giovanni Bellini kennt man über ein halbes Duzend Bilder desselben Gegenstandes; Francia hat daran seine Kraft versucht, Perugino dem melancholischen Gange seiner umbriischen Phantasie einen Erguß gestattet, Sebastiano del Piombo seine Gewandtheit, venezianische Färbung und stylvolle Florentiner Zeichnung zu verbinden demonstrirt, bis endlich Fra Bartolommeo für den Schmerz der Madonna in Antlitz und Geberde einen schönheitsvollen, nie übertrffenen Ausdruck gefunden hat. Die Innigkeit der Empfindung und die edlen Umrisslinien im Aufbau der Composition des großen Florentiners bleiben fortan die Basis für die Darstellung der „Beweinung des Leichnams Christi“; dazu kommen von Michelangelo's berühmter Gruppe in St. Peter in Rom die fragend ausgestreckte und geöffnete linke Hand und das gesenkte Antlitz der Madonna, deren jugendliche Schönheit der Muttersehmerz ebensowenig zerstören konnte, wie die Anmuth des Christusleibes der herbe Tod. Und was die Palma's und Andrea del Sarto's, die Tizian's, Tintoretto's und Correggio's noch etwa erwerben an charakteristischen Details, es vererbt sich hinüber zu den Carracci's und Guido Reni's, zu Rubens und van Dyck, Poussin, Lebrun und Lesueur. Mitunter begegnet man auf seinen Wanderungen Pietàs aus dem 18. Jahrhundert von respectablen Dimensionen und hochklingenden Namen. Es wird gerathen sein, damit nicht allzuviel Zeit zu verlieren. Sie stammen sämtlich von den Kupferstichen nach einem der zuletzt angeführten großen Meister, enthalten des Originellen und Individuellen in der technischen Behandlung sehr wenig, im Gesichtsausdruck und in der Formengebung auch nicht viel mehr, in der Stellung, Haltung, Geberde der

¹⁾ Stich von Feaurat.

²⁾ Vgl. Housfaye.

Figuren und im Aufbau der Gesamtcomposition aber auch nicht das Mindeste. ¹⁾

III.

Die Brunnen am Neuen Markt und im alten Rathhause.

Erhielt ein Brunnen in der Hochrenaissance plastischen Schmuck, so bestand derselbe in höchst seltenen Fällen aus anderen Figuren als solchen, die Neptun und seinem Mythenkreise angehörten. ²⁾ Die Wassergottheiten schlechthin machten aber alsbald Personificationen bestimmter Gewässer Platz nach dem siegreichen Durchdringen des Bernini'schen Princip's, daß in der Composition eines jeden Brunnens ein bestimmter Gedanke zum Ausdrucke kommen müsse. ³⁾ Dem von Bernini auf der Piazza Navona mit seinen vier Welttheilen gegebenen Beispiel folgten die Franzosen und das Neue war, daß sie ihre einheimischen Flüsse an den Fontainen ihrer Parks personificirten, so Coyzevox die Garonne und die Dordogne in Versailles, die Seine und die Marne in Marly, die Rhône in St. Cloud; so Nicolas Coustou die Rhône und die Saône; ⁴⁾ so Regnaudin die Loire in Versailles 2c. Mit der Enns und der Ybbs, der March und der Traun tritt Donner in ihre Fußstapfen, und daß er nicht bloß ideell mit der Schule des Coyzevox bis auf die Adam herab zusammenhängt, dies zeigt die Vergleichung dieser seiner Figuren mit den Abbildungen bei Baldus, Palais de Versailles, Grand et petit Trianon, und Thirion, Les Adam et Clodion aufs evidenteste. Wie Lambert Sigisbert Adam, so hat auch er — die Haartrachten der March und der Ybbs beweisen es — die edle Weiblichkeit auf den Stichen nach Poussin und Lebrun genau sich angesehen; auch der vielbewunderten Idealität seiner Figuren war in dem Liure d'Académie des Lepautre gewaltig vorgearbeitet worden. Für die Form des Brunnens sowie für die Genien mit den Fischen; für die energisch bewegte Haltung und für die Dra-

¹⁾ Siehe in Bezug auf Rubens den Katalog von Schneebogt und in Bezug auf van Dyck das Werk von Guiffrey; unter den Stichen nach Tintoretto die Blätter von Sadeler; nach M. Carracci Poilly, Rouillet; nach Poussin Vuibert, Gautrel, Chabeau, J. Pesne; nach Lebrun Rousselet und Jeaurat 2c. 2c.

²⁾ Siehe Falda, Fontane di Roma. — Boussard, Choix des Fontaines décoratives etc.

³⁾ Siehe: Dohme: Bernini, (Kunst und Künstler).

⁴⁾ Gegenwärtig im Tuileriengarten.

perie seiner Gestalten zumal für die Providentia mit ihrem Schild und ihrem Sitz mit den gewundenen Cannelüren: für alles dieses sind in den Blättern des Jean Lepautre die Grundmotive bereits vorhanden. Dieser Künstler¹⁾ in der Blüthenperiode Lebrun's zum Theil dessen Entwürfe vervielfältigend und die eigenen ganz in dessen Geist producirend ist mit seinen Blättern, die als eine Fundgrube gut verarbeiteter Gedanken nie ganz aus den Malerwerkstätten verschwunden sind, der eigentliche Erfinder und geistige Urheber all desjenigen, was im verfloffenen Jahrhundert an Kanzeln, Altären und Grabmälern in unseren „Barockkirchen“ entstanden ist. Auch die Kupfer in Abraham a Sancta Clara's „Neueröffneter Welt-Galleria“,²⁾ sind bis auf das kleine, aber überzeugende Detail des schwarzen Randes nach seinen Costümstücken angefertigt.

Die Quadenschlacht, ein unbedeutendes Flachrelief an der Figur der March, zieht wohl in den seltensten Fällen die Blicke eines Passanten auf sich. Wir dürfen an ihm nicht vorübergehen. Justi hat uns gezeigt, wie unter dem Einflusse der Porträts von der Hand der großen Niederländer und Spanier an den Reiterdenkmälern der Fürsten und Generale statt der schreitenden die courbettirende Gangart der Pferde in Aufnahme kam.³⁾ Bei jedem Reiterdenkmal des 17. und 18. Jahrhunderts läßt sich in irgend einem Gemälde das Grundmotiv nachweisen. Für ein Hauptwerk G. R. Donner's sowie für diese unbedeutende Quadenschlacht liefert ein und dasselbe die Grundmotive, Reiterfiguren, die allzeit hochbewundert und bis auf den heutigen Tag eifrig studirt worden sind. Im heiligen Martin, wie in dem kleinen Relief pulsiert etwas von der pompösen Verherrlichung Ludwig's XIV., der Schlacht am Granicus von Lebrun, der Donner'schen Zeit geläufig durch den Stich Gerard Audrans im Grand Cabinet du Roi.

Die Geschichte von Perseus und Andromeda ist oft behandelt worden, so unter Anderem von H. Goltzius, Jac. de Gheyn, Saenredam, J. Matham, Rubens, Poussin. Möglich, daß die Darstellung des Erstgenannten mit dem Bilde von Paolo Veronese zusammenhängt. In Ludwig's XIV. Zeit war die Andromeda ein Modethema. Girardon stellte sie in großer Gruppe dar, als Gegen-

1) Vgl. über ihn Gurlitt, Barock 2c. II, S. 130.

2) Nürnberg, Weigel 1705.

3) Die Reiterstatue Philipp's IV. in Madrid nach Pietro Tacca, Zeitschr. f. bild. Kunst 1883. S. 305 ff.

stück zu Puget's Milon von Kroton; das soeben erwähnte Bild von Paolo Veronese ward von Jacob für das Cabinet du Roi gestochen und François Lemoine malte darnach das seinige.¹⁾ Verkrümmten Leibes, wie die des Letzteren und die des Fr. Boucher²⁾ hängt auch die Andromeda Donner's mit dem im Cabinet du Roi erschienenen Stich nach dem Venetianer Meister zusammen. Den durch die Lüfte dahinsprengenden Perseus³⁾ gestochen von Roulet entnahm der Künstler vielleicht der Geschichte dieses Heros.

IV.

Die Hauptwerke Georg Donner's.

Bernini's Neuerung, die Uebertragung des Rubens'schen Schönheitsideals mit seinen massigen Formen soll auf die Plastik für seine Zeitgenossen maßgebend geworden sein,⁴⁾ und vielleicht ist selbst Eumaios bei Homer nicht so oft „der göttliche Sauhirt genannt worden, als Bernini, der Mann des Verhängnisses für seine Nachfolger“ in den verschiedenen Kunstgeschichten. Das Beispiel des im ersten Capitel besprochenen Familiaren von Heiligenkreuz hat uns gelehrt, daß das Verhängniß bei diesen sogenannten Nachfolgern von ganz wo anders her über sie gekommen ist; daß sie in ihren Werken weit weniger das Rubens'sche als das Vor-Rubens'sche Ideal verkörpern. Die Kupferwerke der Wierx, Collaert, Crispin de Passe, Cornelius Galle, Heinrich Goltzius, vor Allem aber die der Sadeler bildeten die niemals erschöpfte Fundgrube für die schreiend polychromirten und gleißend vergoldeten Apostel, Märtyrer, Propheten, Kreuzwegstationen, schmerzhaften Muttergottes, göttlichen und profanen Tugenden der Hunderte von Giuliani's, die einander alle gleichen, wie ein Ei dem anderen. War es denn in der Profankunst anders bestellt? Warum hat denn der Hercules gar so aufgequollene Körperformen selbst bei einem Poussin,⁵⁾ bei einem Lorenzo Matthielly, der ja sonst eine ganz andere Formensprache führt.⁶⁾ Dies ist nicht „barock“, „berlinesk“; es ist auch nur beziehungsweise „michelangelesk“; es ist Anschluß an die Antike, wie sie von den niederländischen

1) Vgl. die Abbildung bei Ch. Blanc, Hist. des peintres.

2) Gestochen von Abeline.

3) Siehe die Photographie von Wlha.

4) Dohme, Bernini a. a. D.

5) Siehe Herculis labores, gestochen von J. Pesne.

6) Siehe die Gruppen in Gärtsau, photographirt v. Wlha.

Stechern überliefert war, wie ein naives Künstlergemüth sie als richtig überliefert betrachten mußte. Hat denn, dachte sich ein solcher Mann, Hendrik Goltzius den Hercules nicht noch großartiger aufgefaßt, als Syjppus selbst? Mußte er nicht, selbst bei idealen Figuren, nothwendig in die vielgeschmähte „barocke Absurdität“ gerathen, wenn er bei den genannten Stechern sogar den Apollo von Belvedere ins Herculische gesteigert sah? Mit diesen Niederländern haben sie was gemein, nicht aber mit Bernini und Rubens, die Sculpturen in unserem unteren Belvedere und in anderen Parks, die zahlreichen Götter, Helden, Musen und Entführungen, welche die Kunstgeschichte früher schlechthin als Rococo bezeichnete und bezüglich deren es als besonders wichtig galt, nicht zu wissen, „ob sie fast nackt oder fast bekleidet, schon halb aus- oder halb angezogen sind“. ¹⁾

Es ist noch nicht so lange her, daß Herm. Kiegel auf die besondere Wichtigkeit der italienisirenden niederländischen Schule, und zwar nicht bloß als Vermittlerin zwischen den alten und den großen Meistern des 17. Jahrhunderts hingewiesen. ²⁾ Wer weiß, wie viel die glänzende und einflußreiche Stellung Einzelner unter ihren Vertretern an den katholischen Höfen zu ihrer Geltung beigetragen haben! In der „kirchlichen Kunst“ ist sie noch heute nicht todt und war im vorigen Jahrhundert gar intensiv lebendig. Wenn sich ihr später die „Rubensstecher“ zugesellten, so wurden sie bald von den Franzosen in den Schatten gestellt, schon durch die Menge der Blätter, welche letztere auf den Markt warfen. Gewisse breite, wulstige Falten in den Gewändern sind ohne dieses Medium auch bei einem Giovanni Giuliani nicht erklärlich, dessen Gruppe Christus und Magdalena ³⁾ dem Mittelstücke in „Remituntur ei peccata multa quoniam dilexit multum“, von Poilly nach Lebrun gestochen, verzeifelt ähnlich sieht. Rabdebo glaubte die antiken Studir-objecte der beiden Donners, nach denen er auf der Akademie vergebens sich umgesehen, endlich im Cabinet des k. k. Schatzmeisters Joseph de France gefunden zu haben. ⁴⁾ Das Richtige wäre gewesen, nach einigen anderen de France's sich umzuschauen, die große Kupferstichsammlungen besaßen, reich ausgestattet mit Blättern der Edelinck und Audran, Nanteuil und Drevet, Rouillet und Poilly,

¹⁾ Meyer, französische Malerei.

²⁾ Abhandlungen und Forschungen zur niederländischen Kunstgeschichte, S. 1 ff.

³⁾ Das Modell siehe bei Mg, Album österreichischer Bildhauerarbeiten.

⁴⁾ Matth. Donner, S. 32.

Prinz Eugen 3. B. und dann einer der beiden eingangs erwähnten Kirchenfürsten, namentlich Emerich Szzyterhazy. Die Entstehungszeit der Boiserieen von Notre Dame fällt gerade in die wichtigsten, aber bisher dunklen Jahre Donner's 1715 bis 1725. Sollte er diese Jahre nicht in Paris verbracht haben? Dergleichen läßt sich leicht annehmen, aber schwer beweisen. Indeß, wenn, nach Schlager, 1739 der „in Paris stehende, in der Gypsbildnerei practicirende Scholar Stephan Vocativus“ eine jährliche Pension von 400 fl. auf zwei Jahre und zu „erthaffung deren erforderlichen instrumenten“ extra noch 200 fl. erhielt, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß auch weitaus früher schon irgend ein anderer von maßgebender Seite nach Paris geschickt wurde, ehe man ihn zum Hof-Galanteriebildhauer ernannte. Georg Raphael Donner, den man nachher ohneweiters in fremde Dienste treten ließ, sintemalen nach dem spanischen Erbfolgekriege und dem Frieden von Passarowitz wegen Mangels an Mitteln zur Hof-Galanterie im größeren Style auch die Bauten an der Burg ins Stocken geriethen, zwar in der Medailleurkunst der Lehrer seines Bruders Matthäus, selbst aber der Schüler des Benedict Richter.¹⁾ Sollte dieser durch die gewisse Münzreform herbeigezogene Schwede, später k. k. Kammermedailleur, welcher um dieselbe Zeit nach Wien kam, als Donner Heiligenkreuz verließ, Letzteren nicht zur weiteren Vervollkommnung dorthin gewiesen haben, wo er sich selbst geschult hatte und wo sein Kunstzweig damals auf der höchsten Stufe stand, oder wenigstens bei der *Histoire metallique de Louis XIV.* am meisten zu thun hatte?²⁾

Kabdebo macht in seiner schon mehrfach citirten Schrift die beiden Donner zu Begründern des „specifisch-österreichischen Bleigusses“. (S. 35.) Wir haben diese Technik thatsächlich häufig genug angewendet, massen uns, auch wenn das Kunstwerk sich nicht als bestandfähig erwies, „wenigstens der Metallwerth gesichert war“. ³⁾ Im Uebrigen enthält unter den französischen Theoretikern unter Anderen Félibien ein ausführliches Capitel „de la plomberie“, wenn auch nicht über eine solche zu Kunstzwecken.⁴⁾ Wir hören von Claude Perrault, daß er „fit l'Allée d'eau avec la Cascade et la Pyramide décorées de plombs

¹⁾ Kabdebo, Matth. Donner S. 6 und 7.

²⁾ Vgl. Einleitung zur Medaillen- oder Münzwissenschaft. Aus dem Französischen. Leipzig 1718, S. 18 ff.

³⁾ Schlager.

⁴⁾ Des principes de l'Architecture et de la sculpture et de la peinture 3^e éd. Paris 1697. 4^o p. 114.

dorées." 1) Wir kennen in Versailles aus Blei gegossene Vasen, Bleifiguren, Bleigruppen und Reliefs von Coyzevox und seiner Schule. 2) Wenn, was schon Schlager wußte (S. 47), der Metallguß im Allgemeinen und, was wir jetzt wissen, der Bleiguß insbesondere damals in Frankreich in so hoher Blüthe stand: sollte Donner ihn nicht dort erlernt haben? Contractlich mußten seine Figuren in dem städtischen Gießhofen am Alserbach gegossen werden, allwo die „ohnbrauchbaren Stücke“ gelegentlich durch andere ersetzt wurden. Es ist fraglich, ob der Guß unter seiner Leitung vor sich ging. „Wegen ungeschickter Behandlung“ zeigten sich bald Risse im Metall. 3)

Wir wissen nicht, welcherlei Art von theoretischer Unterweisung Adam Friedrich Dejer Denjenigen gegeben hat, um derentwillen ihm ganze Monographien gewidmet werden. Die Kunstlehre, die er von Donner überkommen hat, schmeckte vermuthlich einigermassen nach Félibien und Roger de Piles. „Nachdem,“ wird der Meister gesagt haben, „die Malerey in Italien wieder herangekommen, ist kein Maler gewesen, welcher so viel Hochachtung erlanget als Raphael. Er hatte eine sehr hohe Genie und sehr kluge und verschlagene Einfälle; seine Vena war fruchtbar und würde noch weiter kommen seyn, sofern sie nicht durch die Geschwindigkeit, mit welcher er alle Sachen terminirete, wäre moderiret worden. . . . Poussin hat von Raphael gesagt, daß er in Vergleichung deren heutigen Malher ein Engel, und in Gegenstellung derer alten ein Esel sey.“ 4) Die citirten französischen Schriften trugen das Meiste zur Verbreitung der in Frankreich florirenden Raphael-Verehrung bei. Eltern, von derselben angesteckt, fügten, wie der alte Ismael Mengs dem profaischen Anton ihres Söhnleins ein volltönendes Raphael bei, und wie der in Schweden thätige französische Maler Thomas Raphael Taraval († 1750), 5) so gesellte auch unser Georg seinem Vornamen den des großen Urbinaten bei. Er führte ihn in seinen letzteren Lebensjahren fast ausschließlich und heute weiß es im Publico kaum der Zehnte, daß er eigentlich Georg geheißten hat.

Ng ist der Ansicht, daß im Mehlmarktbrunnen, in der Gurker Pietà und in der Kaiserstatue Karl's VI., die gegenwärtig im Belvedere

1) Dussieur, Versailles I, S. 199.

2) Siehe Jouin und Balduz.

3) Schlager.

4) De Piles Cours de la peinture. Leipzig 1766, p. 23 fg.

5) Vgl. Dussieur, Les Artistes franc. à l'étranger. 3^e éd. S. 599 ff.

sich befindet, Donner's Meißel sein Bestes geleistet habe.¹⁾ Wenn ich seine Worte recht verstehe, so denkt er an die technische Ausführung und in dieser Beziehung mag er nicht Unrecht haben. Über die ideelle Seite der Pietà von Gurf habe ich bereits oben meine Meinung gesagt. Was diesen Punkt betrifft, so zeigt auch die Statue Karl's VI., ihre technischen Vorzüge in allen Ehren, sehr wenig Originalität. Sie befriedigt weder in der Haltung, noch im Ausdruck des Monarchen und hat ihr Vorbild zweifelsohne in der Drangerie von Versailles, beziehungsweise auf der Place des Victoires in Paris, wenn die Victoria auch nicht, wie die des Desjardins bei Ludwig XIV., auf einer Kugel steht, und wenn sie auch nicht wie letztere, einen Lorbeerfranz, sondern den Ring der Ewigkeit über dem Kaiser hält. Eines ausgenommen, verblaffen alle Werke Donner's vor seinem Wehlmarktbrunnen, vor den holdseligen Frauen mit den anmuthigen Gesichtern, die man hundert- und hundertmal schon gesehen zu haben vermeint, vor Allem aber vor den kraftstrotzenden Männern, der Figur der Gnns und der Figur der Traun. Das Eine aber, das auch vor diesen beiden nicht verblaßt, ist der hl. Martin. „Donner war kein bahnbrechendes Genie; dazu fehlt seinen Werken die Höhe der Ideen, der künstlerische Schwung in der Auffassung“, sagt Karl Weiß.²⁾ Sollte dies Wort nicht zu stark und eines jener Extreme sein, in denen man sich bei uns in den Urtheilen, leider nur zu häufig bewegt?

Vor Zeiten ist der Künstler Oesterreichs Praxiteles genannt worden. Das war damals, da ähnliche Vergleiche von einer Wohlfeilheit gewesen sind, zu deren Charakterisirung ich mich eines bekannten Sprichwortes, weil es zu banal ist, an dieser Stelle nicht bedienen mag. Den Praxiteles Oesterreichs konnte auch ein Schlagler sich noch gestatten, der in seiner Naivetät factisch der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß die beiden Brüder Paul und Dominik Strudel von Wochsburg „wegen ausgezeichneter Kenntnisse und Fähigkeiten in der Bildhauerkunst, Mathematik und Baukunst“ in vollem Ernst mit „Praxiteles, Phidias und Archimedes sich messen durften und daß der „Cavaglier“ Peter Strudel de Strudendorff es zweifellos „meritirte“ propter raram artis peritiam dem celeberrimo Apelli gleichgehalten zu werden.³⁾ Es mag auch heute noch hingehen, daß man, sich anschließend

¹⁾ Schloß Breitenfurt, Mitthlg. d. k. k. C. C. 1887. S. XV.

²⁾ A. a. O. S. 365.

³⁾ S. 22 und 23.

an das Urtheil der Generation des Künstlers selbst, einen Guillaume Coustou als den französischen Praxiteles bezeichnet. Ergeht man sich heutzutage beim Donner-Thema über Oesterreichs Praxiteles, so verschuldet man zumindest eine kleine Uebertretung in Bezug auf den guten Geschmack. „Dans le nom se résumant les statues de Praxitèle“. ¹⁾ Gibt es denn ein einziges unter den Werken unseres Meisters, das in demselben Sagenkreise wurzelt, den die jüngere attische Schule in unsterblichen Gebilden verkörperte? Lassen wir doch den Raphael und was von der Antike drum und dran hängt, endlich bei Seite und halten wir uns an unseren heimathlichen Georg!

Wir waren in den früheren Capiteln darauf bedacht, durch eine sorgfältige und genaue Untersuchung die Beziehungen Donner's zur Kunstströmung seiner Zeit darzulegen. Derartige Untersuchungen müssen sich die größten Meister gefallen lassen, Raphael und Michelangelo nicht ausgenommen. Sie weisen uns die Bahn, welche der Künstler wandelte; sie zeigen uns die Motive, durch die er zu seinen Conceptionen gelangte und mit deren Hülfe er den sein Haupt erfüllenden Ideen die bestimmte Form gab. Die Bedeutung eines Mannes offenbart sich auch in der Wahl der Mittel zu seinen Studien. Und Donner's Apparat war der beste, den seine Zeit ihm bieten konnte. Es ist möglich, wenn auch noch nicht erwiesen, daß Donner in den für sein nachmaliges Schaffen entscheidenden Jünglingsjahren als kaiserlicher Pensionär in Paris gewesen ist. Jedenfalls stahlte er sich für die Lösung seiner eigenen Aufgaben als Mitarbeiter an einem großen Werke in der Zucht eines großen Meisters der französischen Schule und thatsächlich bewegt er sich in den Ideen und Ausdrucksformen der Lebrun'schen Zeit, benutzt er dieselben Mittel und zeigt sich von ebendort beeinflusst wie die Schule Coyzevox-Coustou. Einem von letzterer gegebenen Beispiele folgend, personificirte er österreichische Flüsse. Wie er es that, dies war ganz und gar sein Eigen.

Wenn der Rath „gemeiner Statt“ Wien ihm das Programm zu seinem Werke vorschrieb, wie erzählt wird, so dürfte bemeldeter Rath solches nicht gethan haben ohne ein vorheriges Einvernehmen mit dem Künstler. In formeller Beziehung hat die Figur der Enns viel Aehnlichkeiten mit den Werken französischer Meister. Aber die Energie der Bewegung und des Gegensatzes, welche sich bei letzteren jowie auch noch bei den weiblichen Figuren des Mehlmarttbrunnens geltend macht,

¹⁾ Siehe Houffaye, N. a. D. S. 44.

ist bei ihr zu der durch die Umstände bedingten natürlichen Haltung abgedämpft. In der Figur der Traun bemerkte schon eine frühere Zeit einen Nachklang vom Motiv des „borghefischen Fehlters“. Aber eine Figur wie dieser Jüngling, dem das Haar, in der Sonnenhitze feucht geworden, um das Haupt sich legt in massigen Locken, von denen eine oder zwei ihm in die Stirne herunterfallen; der sich mit aller Muskelanspannung über den Rand des Wassers vorbeugt, um mit dem Dreizack des Neptun — nicht etwa die empörten Wogen zu beruhigen, nein — einen vorüberschießenden Wels oder Huchen aufzuspießen; und diesem Jüngling gegenüber, der Greis, der, da die Sonne, wie sein Lebensabend sich neigt, ermüdet ausruht, sein Ruder im Arm und mit den Wellen, in welche er hinablickt, seine guten und bösen Stunden an sich vorübergleiten läßt; dieser „Morgen“ und dieser „Abend“: das war ein markiges Hervorbrechen des realistischen Zuges unserer Landsleute; das war ein gesundes, tüchtiges Stück Naturbeobachtung, frischen Sinnes irgendwo am Donaugestade geholt.

Und ebenso frisch, lebendig und naturwahr ist jene Reitergestalt, deren ideellen Zusammenhang mit dem Mehlmarktbrunnen wir oben gezeigt. Der Künstler erfaßte ein paar Motive aus der Lebrun'schen Schlacht, überfegte sie aber ins wirkliche Leben. Als das Heldenvolk der Ungarn für Maria Theresia zu den Waffen griff, da war er nicht mehr. Aber bevor er heimging, verewigte er noch in dem Kolossalbilde des hl. Martin jene kühnen, trutzigen Reiterschaaren, deren Klängen mit dem moriamur pro rege nostro für ihre, von Mutterglück und Mutterjorgen verklärte Königin aus der Scheide führen. Bald genug wurden sie der Schrecken der fliehenden Heeresmassen Broglie's und Belleisle's.

Den Diplomaten und Heerführern Maria Theresia's wurde erst die neueste Zeit in monumentaler Weise gerecht. Den „ungezählten Vergessenen“, welche zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction die Schlachtfelder mit ihrem Blute gedüngt haben, setzte schon in ihren Tagen ein großer Künstler die Denkmäler im idealen, hoheitsvollen Style seiner Zeit, den er mit jener realistischen Treue zu durchdringen wußte, welche eine der besten Anlagen und Eigenthümlichkeiten unseres Volkes ist. Und eben wegen des schönen Einklanges von idealer Form und lebendigem Inhalt, von classischer Haltung und charakteristischer Eigenart werden die Hauptwerke Georg Donner's ihren bleibenden Werth behalten; um dieserwillen schätzen wir ihn, um des Naiven in seinen Schöpfungen willen verehren wir ihn, aber nicht wegen seines Raphael-

und Antikencultus und seines Verkehrs mit Adam Friedrich Dejer. Wo hat man die Anhaltspunkte dafür, zu behaupten, die Natur des Künstlers „sei eine mehr schöne und innige als energische und kühne gewesen? 1) Wer wie Donner, in männlichen Figuren das Höchste leistete, wer Gestalten von dieser Daseinsfülle ins Leben zu rufen vermochte, war eine markige und krafterfüllte Natur, war ein ernster, seine eigenen Bahnen wandelnder Geist, war ein fest und bestimmt ausgeprägter Charakter, war, um alles in einem Worte auszudrücken, ein ganzer Mann!

1) Sufti.

Bemerkungen zur Volkszählung vom 31. December 1890.

Von Dr. Joh. B. Meyer.

In Folge der durch den Staat im letzten Jahrzehnt inauguirten positiven Socialreform verdient die mittelst des Gesetzes vom 29. März 1869 für den 31. December 1890 anberaumte Volkszählung besondere Beachtung, weil die socialpolitischen Bestrebungen behufs zweckentsprechender Durchführung die genaue Kenntniß der Gliederung des Volkes in Beruf und Berufsstellung zur Voraussetzung haben. Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, mit welcher die erste Session der fünften Legislaturperiode im deutschen Reichstage eröffnet wurde, kennzeichnete nicht allein den auf dem Gebiete der Socialpolitik seitens des Staates einzuschlagenden Weg, sondern sprach sich gleichzeitig dahin aus, daß die Vorbedingung für weitere Beschlußnahmen über die erwähnten socialen und politischen Reformen in der Herstellung einer zuverlässigen Berufsstatistik der Bevölkerung des Reiches bestehe, für welche bisher genügendes und sicheres Material nicht vorliege.

Bereits am 13. Februar 1882 wurde zur Erreichung dieses Zieles die besondere Erhebung einer allgemeinen Berufsstatistik für den Umfang des Deutschen Reiches angeordnet und gemäß den Resolutionen des Reichstages seitens des Bundesrathes auch eine landwirthschaftliche und gewerbliche Betriebsaufnahme mit der Berufszählung verbunden.

Bei den verwandten Bestrebungen Oesterreichs und Deutschlands auf dem Gebiete der Socialpolitik dürfte es angezeigt sein, in Kürze das Wesen und die Resultate der deutschen Berufs- und Betriebszählung

vom 5. Juni 1882 vorzuführen und im Hinblick auf die bevorstehende österreichische Volkszählung die Nachfolge anzuregen.

Durch die „Bestimmungen, betreffend die Herstellung einer allgemeinen Berufsstatistik“, wurden einmal die beruflichen Beziehungen überhaupt mittelst des allgemeinen Zählungsinstrumentes und sodann die näheren Umstände des Betriebes durch eine besondere Gewerbekarte erfragt.

Der „Berufszählbogen“ umfaßte zunächst die Frage nach dem Haupt- wie dem Nebenberuf, sowie nach der besonderen Stellung in denselben als Inhaber, Verwalter, Gehülfe, Arbeiter zc. Auf Grund dieser Angaben wurde sodann von den selbstständigen Gewerbetreibenden Auskunft darüber verlangt, ob sie Gehülfen beschäftigen oder in Verbindung mit thätigen Mitinhabern arbeiten und ob sie in ihrem Hauptberufe motorische Kräfte verwenden. Wurden diese letzteren Fragen bejaht, so kam die „Gewerbekarte“ in Anwendung, durch welche erhoben wurde: Der Name oder die Firma des Inhabers und dessen Wohnort, ferner der Sitz des Betriebes, die Art des Gewerbes, dessen Ausübung als Haupt- und Nebenbeschäftigung, die besondere Stellung des Gewerbetreibenden als Inhaber, Pächter oder Leiter, insbesondere auch im Hinblick auf seine etwaige Thätigkeit als Hausindustrieller, das Vorhandensein von Mitinhabern, die Besitzverhältnisse (Gesellschaftsbetrieb zc.), der Bestand an höherem und niederem Personal und dessen Geschlecht, die Art der benutzten Motoren und die vom Betriebe aus in der Hausindustrie, sowie auch in Straf- und Besserungsanstalten beschäftigten Personen.

Bei den landwirthschaftlichen Betrieben, denen sämmtliche, auch die kleinsten unmittelbar von einer Hauswirthschaft landwirthschaftlich bewirthschafteten Bodenflächen zugezählt wurden, wurde erhoben: Die Größe der zur Haushaltung gehörigen Gesamtfläche, wieviel davon Pachtland, die Vertheilung der Fläche unter die Hauptculturen, ob von der Haushaltung aus eine Theilnahme an der gemeinsamen Nutzung von ungetheilter Weide stattfindet, die Haltung von Nutzvieh nach den für den landwirthschaftlichen Betrieb wichtigen Kategorien, endlich die Verwendung von gewissen charakteristischen landwirthschaftlichen Maschinen, von Locomobilen und stehenden Dampfkesseln.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auch jede Gemeinde, der die unmittelbare Durchführung der Zählung übertragen war, eine Reihe von Fragen mittelst des sogenannten „Gemeindebogens“ zu beantworten hatte.

Hiermit ist der Umfang der deutschen Berufs- und Betriebszählung charakterisirt, deren Bedeutung auch äußerlich sich durch die zehn starken Foliobände kennzeichnet, welche für die Publication des aufgearbeiteten Materiales erforderlich waren.

Beschäftigen wir uns nun zunächst mit der deutschen Berufsstatistik, so fällt uns hier vor Allem im Vergleich zur österreichischen Volkszählung vom Jahre 1880 die große Zahl der Berufsarten auf. Während letztere sich mit 28 Berufsgruppen begnügte, theilte die erstere die Berufe zunächst in fünf Hauptabtheilungen, welche sich in 23 Berufsgruppen und diese wieder in 145 Berufsarten gliederten. Dazu kommt noch die 24. Gruppe mit 8 Unterabtheilungen für jene ohne Beruf und Berufsangabe, so daß im Ganzen 153 Berufsarten unterschieden werden.

Greifen wir zur näheren Charakterisirung die beiden in Oesterreich hervorragenden Industrien heraus, die Textilindustrie und jene in Nahrungs- und Genußmitteln, so finden wir bei denselben folgende Unterabtheilungen:

a) Bei der IX. Gruppe: Textilindustrie, Unterabtheilung 45. Zubereitung von Spinnstoffen. — 46. Spinnerei, Hechelei, Haspelei, Spulerei, Zwirnerei, Wattenfabrication als Hausbetrieb. — 47. Spinnerei, Hechelei, Haspelei, Spulerei, Zwirnerei, Wattenfabrication als Fabriksbetrieb. — 48. Weberei, einschließlich Bandweberei (ausgenommen Metall-, Gummi- und Koffhaarweberei) als Hausbetrieb. — 49. Desgleichen als Fabriksbetrieb. — 50. Gummi- und Haarflecherei und Weberei. — 51. Strickerei und Wirkerei (Strumpfwaaerenfabrication) als Hausbetrieb. — 52. Desgleichen als Fabriksbetrieb. — 53. Hätlei, Stickeri, Spitzenfabrication als Hausbetrieb. — 54. Desgleichen als Fabriksbetrieb. — 55. Bleicherei, Färberei, Druckerei und Appretur von Spinnstoffen, Garnen, Geweben und Zeugen aller Art. — 56. Posamentenfabrication. — 57. Seilerei und Keppschlägerei, auch Fabrication von Netzen, Segeln, Säcken 2c.

b) Bei der XII. Gruppe: Nahrungs- und Genußmittel, Unterabtheilung 73. Getreide-, Mahl- und Schrotmühlen, auch Reisschäl- und Reismühlmühlen. — 74. Bäckerei und Conditorei. — 75. Mühenzuckerfabrication und Zuckerraffinerie. — 76. Verfertigung von anderen vegetabilischen Nahrungsmitteln (Nudeln und Maccaroni, Stärke und Stärkesyrup, Cacao, Chocolate, Kaffeesurrogate, comprimirtes Gemüse, Conserven). — 77. Fleischselcherei. — 78. Verfertigung von anderen animalischen Nahrungsmitteln (Fischselcherei und Pöckerei, Bereitung von condensirter Milch, Butter- und Käsefabrication). — 79. Wasserversorgung, Wasserwerke, Eisbereitung, -Bewahrung und -Versorgung; Fabrication von künstlichem Mineralwasser. — 80. Mälzerei und Brauerei. — 81. Branntweimbrennerei, Liqueur- und Preßhefenfabrication. — 82. Schaum- und Obstweinfabrication, Weinpflege (Weinflüper). — 83. Essigfabrication. — 84. Tabakfabrication.

Rauchberg¹⁾ hat es unternommen, die Berufsgliederung in Deutschland, insoweit dies in den Hauptgruppen möglich war, mit jenen der

¹⁾ Heinrich Rauchberg, Die deutsche Berufs- und Betriebszählung vom 5. Juni 1882. Statistische Monatschrift, Jahrgang 1888.

österreichischen Statistik in Vergleich zu bringen, wobei die Dienenden für häusliche Dienste bei der Zahl der Erwerbsthätigen in Folge der Anordnung der österreichischen Statistik außer Anschlag gelassen werden mußten. Das Ergebnis dieser Zusammenstellung ist folgendes:

Berufsgruppen der	Von 100 Erwerbsthätigen		Von 100 Einwohnern	
	entfallen auf die einzelnen Berufsgruppen			
	in Oesterreich	in Deutschld.	in Oesterreich	in Deutschld.
Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei	59·8	46·7	55·1	42·5
Industrie, einschließlich Bergbau und Hüttenwesen	22·2	36·3	22·8	35·5
Darunter Bergbau u. Hüttenwesen	1·14	2·50	1·43	2·98
Handel und Verkehr	4·2	8·9	5·6	10·0
Darunter: Handel und Versicherung	3·10	4·84	3·94	5·12
Landtransport	0·97	2·00	1·42	2·71
Wassertransport	0·15	0·48	0·20	0·52
Lohnarbeiter wechselnder und unbestimmter Art, häusl. Dienste .	9·7	2·3	8·4	2·1
Oeffentlicher Dienst u. freier Beruf	4·1	5·8	4·1	4·9
Berufslose Selbstständige und Anstaltsinsassen	—	—	4·0	5·0
Im Ganzen	100·0	100·0	100·0	100·0

Auch die Bildung der „Kategorien der Berufszugehörigkeit“, welche die deutsche Berufstatistik in „Erwerbsthätige“, „Dienende für häusliche Zwecke“, „Angehörige“ und „Berufslose Selbstständige“ theilt, stimmt im Wesentlichen mit der österreichischen Berufstatistik überein. In Deutschland unterschied man aber schärfer wie bei uns zwischen jenen Erwerbsthätigen, deren hauptsächlichste Thätigkeit auf den Erwerb gerichtet ist, und jenen, welche nur nebensächlich erwerbend thätig sind. Die deutsche Berufszählung hat ferner für die Berufszugehörigkeit nur die eine Hauptkategorie „Erwerbsthätige“, welche dann nach der Berufsstellung in mehrere Unterabtheilungen geschieden wird, während die österreichische Statistik als selbstständige Kategorien für sämtliche Berufsarten aufstellt: „Selbstständige Personen, Beamte, Geschäfts-Werkführer u. dgl., Arbeiter.“ Rauchberg spricht sich auch in diesem Falle für die deutsche Methode aus, weil bei der österreichischen der Specialisirung der Berufsstellung sehr enge Grenzen gezogen sind und man mit einem Schema für alle Berufsarten auskommen muß, obgleich dasselbe nur für ganz bestimmte paßt.

Als bedeutungsvollen und nachahmenswerthen Fortschritt bei der deutschen Berufszählung ist die feinere territoriale Gliederung und die gesonderte Darstellung der Hauptergebnisse nach den Größenkategorien der Wohnorte zu verzeichnen. Man hat unterschieden als plattes Land Orte mit weniger als 2000 Einwohnern, während als Landstädte solche mit 2000 bis 5000, als Kleinstädte solche mit 5000 bis 20.000, als Mittelstädte solche mit 20.000 bis 100.000, und als Großstädte solche mit wenigstens 100.000 Einwohnern galten. In Oesterreich ist bisher nicht einmal dem Unterschied zwischen Stadt und flachem Land in entsprechender Weise Rechnung getragen, und doch ist gerade in dieser Richtung eine möglichst weitgehende Unterscheidung nicht allein vom Standpunkt der Berufsangehörigkeit der Bevölkerung ein dringendes Bedürfnis.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf weitere Einzelheiten einzugehen, aber es soll nicht unterlassen werden, auch auf die Bearbeitung der deutschen Berufsaufnahme in demographischer Beziehung durch die Mittheilung einiger Resultate hinzuweisen, aus denen zu entnehmen ist, ein wie werthvolles Material aus der Combination der einzelnen erhobenen Factoren für die Bevölkerungswissenschaft erstellt worden ist.

Wir geben zunächst eine Zusammenstellung, welche die Combination des Geschlechtsverhältnisses mit den Kategorien der Berufszugehörigkeit ergibt:

Auf die Kategorie der	Von je 100 Personen der	
	männlichen	weiblichen
Erwerbsthätigen	60.4	18.5
Dienenden für häusliche Dienste	0.19	5.56
Angehörigen	36.5	72.9
Berufslosen Selbstständigen	2.9	3.0

Ferner sei noch eine Tabelle mitgetheilt, aus welcher der Altersaufbau der Erwerbsthätigen für die Kategorien der Berufszugehörigkeit combinirt mit dem Geschlecht zu entnehmen ist.

Auf die Altersklassen	Es kommen von je 1000 Personen der			
	Bevölkerung überhaupt		Erwerbs- thätigen	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
unter 15 Jahre	359.9	345.7	23.8	33.5
von 15 bis unter 20 Jahre	95.0	95.7	140.2	234.4
" 20 " " 30 "	158.8	158.7	253.5	274.9
" 30 " " 40 "	129.3	130.3	209.0	130.6
" 40 " " 50 "	105.0	105.8	168.8	126.0
" 50 " " 60 "	75.4	79.7	117.0	111.4
" 60 " " 70 "	52.0	56.3	68.8	69.2
" 70 Jahren und darüber	24.6	27.8	18.9	20.0
Im Ganzen	1000	1000	1000	1000

auf die Altersklassen		Es kommen von je 1000 Personen der					
		Dienenden für häusliche Dienste		Berufslosen Angehörigen		Selbstständigen zc.	
		männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
		Geschlecht					
unter 15 Jahre		57.3	47.8	943.3	460.8	40.4	22.9
von 15 bis unter 20 Jahre		252.6	370.8	18.8	42.5	100.0	29.6
" 20 " " 30 "		421.5	416.9	6.6	114.8	88.5	34.3
" 30 " " 40 "		133.7	75.7	2.2	137.3	68.9	62.1
" 40 " " 50 "		59.0	39.1	1.6	105.7	82.2	108.4
" 50 " " 60 "		37.4	28.0	2.9	71.3	123.1	182.1
" 60 " " 70 "		26.0	16.7	9.7	46.4	234.6	285.1
" 70 Jahren und darüber		12.3	5.0	14.9	21.2	262.3	275.5
Im Ganzen		1000	1000	1000	1000	1000	1000

Wir gehen nunmehr zur gewerblichen Betriebsaufnahme über welche mit der Berufszählung durch die Frage nach dem in den einzelnen Betrieben beschäftigten Personale aufs innigste verbunden ist und durch welchen Factor auch die Controle zwischen der Betriebs- und Berufszählung hergestellt ist. Ueber die Einrichtung der Zählpapiere, der „Gewerbekarte“ haben wir bereits das Wesentlichste mitgetheilt. Den Begriff des Gewerbetriebes hat die Aufnahme im weitesten Sinne genommen, so nämlich, daß jegliche regelmäßig und selbstständig — einerlei, ob für eigene oder für fremde Rechnung — geübte gewerbliche Thätigkeit als besonderer Betrieb angesehen ist. Es war gleichgültig, ob der Betrieb im allerbescheidensten Umfange oder als eine rein nebenfächliche Erwerbsthätigkeit ausgeübt wurde. In jenen Fällen, wo verschiedenartige Gewerbe zu einem Gesamtbetrieb vereinigt waren, wurde jedes derselben als selbstständiger Betrieb gezählt. Ebenso sind gleichartige, jedoch räumlich getrennte Betriebe des nämlichen Besthers, so z. B. ein Haupt- und ein Filialgeschäft, einzeln in Ansatz gebracht. Es wurde demnach jede gewerbliche Thätigkeit als besonderer Betrieb betrachtet, wofern derselbe nur regelmäßig und selbstständig ausgeübt wurde.

Am Zählungstage, am 2. Juni 1882, wurden im Ganzen 3,609.801 solcher Gewerbebetriebe im deutschen Reiche ermittelt. Diese Zahl mit der Bevölkerung verglichen, ergibt 798.2 Betriebe auf 10.000 Einwohner, wobei bemerkt werden muß, daß die Erhebung nur einen Theil der gewerblichen Thätigkeit erfaßte, da eine Reihe sehr bedeutender Zweige, wie die sogenannten liberalen Erwerbszweige und vor allen Dingen die Land- und Forstwirthschaft, in diese Erhebungen nicht einbezogen waren. Land- und Forstwirthschaft umfassen aber beinahe die Hälfte der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches.

In den obengenannten 3,609.801 Betrieben waren 7,459.226 gewerthätige Personen beschäftigt. Die Berufsstatistik hatte deren 7,726.946, also um 267.720 mehr nachgewiesen. Diese Differenz ist jedoch nicht auf Ungenauigkeit zurückzuführen, sie ergibt sich insbesondere aus der Verschiedenartigkeit der Fragestellung in der Berufsstatistik nach dem Beruf, und in der Betriebszählung nach der Thätigkeit. Wie bei der Berufs-, ist auch bei der Betriebsstatistik die Classification eine weitgehende. Letztere weist 248 Unterscheidungen auf, welche zu 200 Ordnungen, 93 Classen und 20 Gruppen zusammengefaßt wurden.

Wir haben bereits erwähnt, daß, und zwar mit Rücksicht auf das sociale Versicherungswesen, die Aufnahme der Triebwerke in die Erhebung mit aufgenommen wurde. Auf die Kräfte dieser Triebwerke und die Arbeitsmaschinen, noch weniger aber auf die Productionsmengen und Productionswerthe hatte man keinen Grund einzugehen, und gerade diese Beschränkung hat — wie wir später noch nachweisen werden — wesentlich mit dazu beigetragen, diese Betriebszählung zu einer so trefflichen und ergiebigen Quelle über das Erwerbsleben im deutschen Reiche zu machen. Wie bei der Berufszählung, so wollen wir auch bei der Betriebszählung an der Vorführung einiger Resultate die Bedeutung derselben demonstrieren.

Wir lassen zunächst eine Zusammenstellung über den Umfang der Betriebe folgen:

	Hauptbetriebe		Gewerthätige Personen		
	absolut	in Proc.	absolut	in Proc.	
Alleinbetriebe ohne Motoren	1,877.872	62.48	1,877.872	25.58	
Mitinhaber und Motorenbetriebe ohne Gehülfen	29.761	0.99	35.014	0.48	
Gehilfenbetriebe:					
mit 2 bis 5 Gehülfen, und zwar	mit 1 Person . . .	84.041	2.80	84.041	1.14
	" 2 Personen . .	521.418	17.35	1,042.836	14.21
	" 3—5 " . . .	369.676	12.30	1,283.296	17.48
	" mehr als 5 " . .	25.526	0.85	165.919	2.26
	Zusammen	1,000.661	33.30	2,576.092	35.09
mit mehr als 5 Gehülfen, und zwar	mit 6—10 Personen . .	43.237	1.44	346.941	4.73
	" 11—50 " . . .	43.952	1.46	891.623	12.15
	" 51—200 " . . .	8.095	0.27	742.688	10.12
	" 201—1000 " . . .	1.752	0.06	657.399	8.95
	" mehr als 1000 " . .	127	0.00	213.160	2.90
		97.163	3.23	2,851.811	38.85
	Summe	3,005.457	100.00	7,340.789	100.00

Eine zweite Tabelle möge eine jener Combinationen vorführen, welche die Betriebsstatistik ermöglicht. Wir geben hier eine Uebersicht, welche den Zusammenhang zwischen der Bevölkerungsdichtigkeit und

der Intensität des gewerblichen Betriebes zur Darstellung bringen. Es kommen

in den Bezirken mit einer relativen Bevölkerung von	auf 1000 Einwohner			auf 1 Qkm.
	alleinbetriebe	Gehilfenbetriebe	gewerbtätige	Personen
unter 60 Einwohner	41·5	21·7	108·4	5·45
60—90 "	53·2	26·2	139·8	10·16
90—120 "	53·6	25·8	170·6	17·66
120—150 "	44·9	26·9	204·4	27·15
150—180 "	52·9	25·6	177·9	30·14
180—210 "	62·4	30·1	207·5	40·12
210—240 "	102·2	39·6	303·2	73·34
mehr als 240 Einwohner	70·8	36·9	270·8	99·44

Zuletzt sei noch in Kürze der besonders mit Rücksicht auf Oesterreich wichtigen Aufnahme der landwirthschaftlichen Betriebe und deren Ergebnisse gedacht. Die Hauptfrage, ob unmittelbar von der Hauswirthschaft aus Landwirtschaft betrieben werde, haben wir schon erwähnt.

In diesen Aufnahmen kommt das objective und nicht das subjective Moment zur Geltung und da auch die kleinste landwirthschaftlich bearbeitete Bodenfläche als landwirthschaftlicher Betrieb gezählt wurde, so kann es nicht Wunder nehmen, daß solcher landwirthschaftlicher Betriebe 5,276.344 ausgewiesen wurden, während die Berufszählung nur 5,056.453 die Landwirtschaft selbstständig Ausübende verzeichnet, da manche Inhaber ganz kleiner Bodenflächen sich nicht als Landwirth angegeben haben. Im Allgemeinen darf man aber sagen, daß auch bei der Landwirtschaft die Controle zwischen Berufs- und Betriebszählung die Richtigkeit beider Aufnahmen ergeben hat.

Nach ihren Größenverhältnissen vertheilen sich die 5,276.344 landwirthschaftlichen Betriebe im deutschen Reiche in folgender Weise:

	Anzahl der Betriebe	Größe der landwirthschaftlich cultivirten Fläche	Procentantheil an dem gesammten landwirthschaftl. cultivirten Areal	Von je 100 Hekt. der Gesamtfläche sind Pachtland
I. Kleinste Betriebe unter 1 Hekt.	2,523.316	77.958	2·4	33·5
II. Kleinbetriebe von 1—10 Hekt.	2,274.096	8,145.130	25·6	13·1
III. Mittlere Betriebe von 10—100 Hekt.	653.941	15,159.621	47·6	6·7
IV. Großbetriebe v. 100 Hekt. u. mehr	24.991	7,786.263	24·4	2·4
Im Ganzen	5,276.344	31,868.972	100·0	12·9

Die reinen Eigenthumsbetriebe betragen 56 Procent, die Betriebe aus Eigenthum mit dazu gepachtetem Lande 28·3 Procent und die

reinen Pachtungen 15.7 Procent mit einer Betriebsfläche von 5,173.122 Hektaren.

Nach dieser Skizzirung der deutschen Berufs- und Betriebszählung schreiten wir nunmehr zur Nutzenanwendung derselben bei der für den 31. December 1890 bevorstehenden österreichischen Volkszählung.

Was zunächst die eigentliche Berufszählung anbetrifft, so ist dieselbe durch das Gesetz vom 29. März 1869 vorgeschrieben, und auch thatsächlich Gegenstand der zwei seitdem stattgehabten Erhebungen gewesen. Es war aber bisher — wie wir bereits erwähnt haben — nicht allein die Zahl der Gruppen eine unzureichende, sondern in noch höherem Maße die Art der Gruppenbildung. Hier sollte man sich ganz auf den Boden der deutschen Berufszählung stellen in dem Bewußtsein, daß es in Oesterreich dieselben Aufgaben zu lösen giebt, denen die Entstehung dieser musterhaften deutschen Statistik ihr Dasein verdankt. Mit Recht sagt Rauchberg in dem von uns citirten Artikel über das österreichische Berufsschema: „Dasjelbe kann, ohne daß man diesem Urtheile allzugroße Härte vorwerfen könnte, dahin charakterisirt werden, daß es kaum geeignet ist, den Schein aufrecht zu halten, als besäße Oesterreich eine Berufsstatistik. Für praktische Zwecke, wie etwa für die Organisation des socialen Versicherungswesens, ist es absolut unbrauchbar, und doch setzt die Lösung dieser Aufgaben solide statistische Grundlagen voraus, welche nur durch eine umfassende Volkszählung, nie aber durch gelegentliche Conscriptionen beschafft werden können, welche der populationistischen Basis entbehren. Denn die Bevölkerung in ihren natürlichen Lebenserscheinungen und Lebensbethätigungen ist die Grundlage, auf welcher heraus die socialen Phänomene sich entwickeln, und man wird diese nie verstehen, wenn man diesen Zusammenhang außer Acht läßt.“

Rauchberg hat übrigens auch durch seine in der statistischen Monatschrift (Jahrgang 1889) erschienene Abhandlung: „Die österreichischen Staatsangehörigen im Deutschen Reiche unter besonderer Berücksichtigung der Oesterreicher im preußischen Staate auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung im Deutschen Reiche vom 1. December 1885“ den Beweis erbracht, daß die Lebensverhältnisse der im deutschen Reiche befindlichen Oesterreicher weit genauer bekannt sind, als jene der im eigenen Lande lebenden Oesterreicher. —

Betreffs der Erhebungen der landwirthschaftlichen Verhältnisse ist im Artikel II des Gesetzes über die Volkszählung durch die Aufnahme der wichtigsten häuslichen Nutzhire Vorjorge getroffen worden, aber wenn

Ein Betriebszweig der Landwirthschaft überhaupt bei der Volkszählung erhoben werden muß, könnte leicht durch additionelle Fragen ohne wesentliche Mehrkosten eine der deutschen Berufs- und Betriebsstatistik sich nähernde Erhebung der landwirthschaftlichen Betriebe platzgreifen. In Anbetracht der immer stärker und häufiger in den Vordergrund tretenden agrarpolitischen Probleme dürfte einer solchen Forderung um so bereitwilliger entsprochen werden, als die auf den Angaben der Landwirthschaftsgeellschaften beruhende Landwirthschaftsstatistik noch unzuverlässiger ist, als die auf den Handelskammerberichten basirende Industriestatistik. Diese letztere wollen wir noch einer eingehenderen Kritik unterziehen.

Die österreichische Industriestatistik beruht zur Zeit auf den seitens der Handelskammern oder durch Vermittelung derselben gelieferten Daten. Trotz der großen Mängel und empfindlichen Lücken, welche derselben anhafteten, boten die Resultate im Großen und Ganzen doch gewisse Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Entwicklung der einzelnen Industriezweige. Mit dem Beginn der socialen Reformen treten aber an die Industriestatistik ganz andere Forderungen heran wie bisher, und die deutsche Berufs- und Betriebsstatistik hat denselben in der von uns geschilderten gründlichen und zweckentsprechenden Weise entsprochen.

Aus denselben geht hervor, daß für die sociale Verwaltung und die specifischen Aufgaben, welche dieselbe in der Gegenwart zu lösen hat, jene Daten die wichtigsten sind, welche für den Betrieb in subjectiver Beziehung charakteristisch sind. Ihre Aufgabe ist: die statistische Erhebung der Betriebe nach Zahl und Art, nach der Unternehmungsform, nach dem Betriebspersonale mit Unterscheidung des Arbeitsranges, des Geschlechts und der wichtigsten Altersgruppen, endlich die Ermittlung jener Kriterien, welche die Versicherungspflicht gegen Unfall und Krankheit begründet. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als aus dem gewonnenen statistischen Material jene wirthschaftlichen Gruppen zu schaffen, durch deren richtige Erkenntniß und Begrenzung allein die Unterlage für eine allen Verhältnissen Rechnung tragende Durchführung der Kranken- und Unfallversicherungs-Gesetzgebung geschaffen werden kann. Es liegt aber auf der Hand, daß eine solche Erhebung auf einer allgemeinen Umfrage bei der gesammten Bevölkerung beruhen muß, da in der Vollständigkeit des zu gewinnenden Materials der Hauptwerth beruht. Die geeignete Unterlage hiefür bietet allein die Volkszählung. Dieselbe ermittelt bereits, wie wir schon erwähnten, Beruf und Berufsstellung eines jeden Individuums. Durch

eine Zusatzfrage an solche, welche sich als selbstständige Erwerbsthätige erklärt haben, ist die Möglichkeit geschaffen, das Vorhandensein eines Betriebes zu ermitteln, worauf der Betreffende eine Auskunftskarte über den Betrieb auszufertigen hätte, als deren Vorbild vielleicht die „Gewerbekarte“ der deutschen Betriebszählung gelten könnte. Wie wir nachgewiesen haben, so ermöglicht der enge Zusammenhang zwischen Berufs- und Betriebsaufnahme eine gegenseitige Controle derselben.

Im Januar 1890 soll zu Wien eine Versammlung von Delegirten der österreichischen Handelskammern zu dem Zwecke tagen, um über eine einheitliche Berichterstattung Beschlüsse zu fassen. Daß bei diesen Berathungen die Industriestatistik als der umfangreichste, mühseligste und undankbarste Theil der Berichterstattung besonders auch im Hinblick auf die bevorstehende Volkszählung zur Sprache kommen wird, ist selbstverständlich. Die Erfahrungen, welche die Handelskammern schon Gelegenheit hatten, bei der praktischen Durchführung der socialen Reformen zu machen, müssen ihnen selbst den Wunsch nahe legen, eine sichere Grundlage für die Beurtheilung der Versicherungspflicht zu schaffen. Die Handelskammern selbst können die Träger derartiger Erhebungen natürlich nicht abgeben, insbesondere weil dieselben sich nicht in der Lage befinden, die ihnen gelieferten Daten zu controliren. Und besonders in diesem Falle muß der immer noch wenig beachtete erste Grundsatz der Statistik, nur controlirbare Daten zu erheben und zu verarbeiten, auch auf die Industriestatistik Anwendung finden.

Der Inbegriff der österreichischen Industriestatistik läßt sich in drei Gruppen scheiden. Die eine umfaßt jene Daten, welche für den Betrieb in subjectiver Beziehung charakteristisch sind, die zweite seine Ausrüstung mit Betriebsmitteln und Arbeitsmaschinen, sowie den Productionsproceß selbst, die dritte endlich die Produktionsmengen nach Quantum und Werth.

Unsere Ausführungen bestehen vorwiegend aus einem Plaidoyer für die Ueberweisung der subjectiven Seite an die Volkszählung und wir haben die feste Ueberzeugung, daß wir uns in diesem Gedanken mit den Intentionen der Handelskammern begegnen.

Wir gehen aber noch einen Schritt weiter, denn unseres Erachtens nach müßten auch die anderen Fragen in einzelne Theile aufgelöst werden, zu deren Erhebungen unsere Verwaltungseinrichtungen ausreichende Handhaben bieten. So werden z. B. die Motoren anläßlich der Dampffesselrevision erfaßt und weitere Anhaltspunkte zur Erfassung von Betriebsmomenten bietet die Durchführung der socialen Versiche-

rungs-gesetzgebung. Ueber den Verbrauch an Hilfsstoffen und über die Productionsmengen gewisser Branchen übt zwar die Steuerpflicht die Controle, aber nur eine eingehende Güterstatistik der Transportanstalten vermag genauen Aufschluß hierüber zu geben. Mit der bevorstehenden Reform der auswärtigen Handelsstatistik wäre Gelegenheit gegeben, endlich auch die Erfassung des internen Handels in Angriff zu nehmen.

Der Handelskammertag wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß im Interesse der Industrie nur auf dem von uns angedeuteten Wege eine exacte Grundlage für die Durchführung der socialen Reformen geschaffen werden kann. Den Handelskammern aber fällt in Folge dieser Entlastung die dankbare Aufgabe zu, statt einer unvollständigen und uncontrolirbaren, und daher für die zu lösenden socialen Probleme werthlosen Statistik die officielle Industriestatistik besonders durch Monographien der einzelnen Industriezweige auszubauen.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Geistiges Leben in Tirol. Zunächst haben wir zwei erfreuliche Leistungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte zu verzeichnen, welche wir dem Professor E. Winder verdanken.

In einem Hefte schildert er uns den Vorarlberger Dialektdichter Kaspar Hagen, welcher als praktischer Arzt 1885 zu Bregenz verschied. Er ist in seiner Art wohl der bedeutendste Schriftsteller Vorarlbergs, weil sich zum Talent höhere Bildung gesellte. Im Anhange werden eine Reihe von Gedichten mitgetheilt, welche das Gesagte bestätigen. Winder, selbst ein Vorarlberger, hat über die Dialektdichtung seiner Heimat eingehende Studien gemacht, es wäre zu wünschen, wenn er dieselben in einem Buch zusammenfaßte, welches den Forschern aller Orten zugänglich ist und so einen Abschnitt der Literaturgeschichte ergänzte. Die Zahl der Vorarlberger Poeten auf diesem Gebiete ist eine weit größere als die der Tiroler, welche allerdings einen Karl v. Lutterotti haben. Auch da sollte man endlich die Zeit nicht mehr mit nutzlosen Zänkereien und tendenziösem Gesudel todtschlagen, sondern die Vergangenheit im Zusammenhange aus den Quellen schildern.

Es ist wieder E. Winder, der hier einen sehr wichtigen Beitrag lieferte; von ihm erschien bei Wagner in Innsbruck ein Büchlein: „Hermann v. Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Literatur.“ Das Werk ist ausschlaggebend in mehr als einer Richtung, die Persönlichkeit Gilm's, welche man mit allerlei Fabeln umkleiden wollte, ist hier auf Grund der Thatfachen, über die man in neuerer Zeit überraschende Kunde erhielt, klar und einfach mit warmer Theilnahme geschildert und zum ersten Male eine umfassende Charakteristik seiner Dichtungsweise gegeben. Sichergestellt ist jetzt, daß er im Alter sich wieder vollständig der katholischen Kirche, welche er, leichtlebig wie er war, eine Zeitlang aus den Augen verlor, zuwandte und sich folglich bei den Jesuiten für sein Schmähdicht ent-

schuldigte und schon ein Jahr vor seinem Tode, als er kränkelte, feierlich die Sacramente empfing. Ueber seine Gedichte finden wir eine Aeußerung des bekannten norddeutschen Schriftstellers von Th. Storm in einem Briefe an G. Ruy vom 22. December 1871. Sie lautet wörtlich: „In Ihrem Gilm zweifle ich daran, eine wirklich bemerkenswerthe Ausbeute zu finden. Es fehlt eben und gerade das Letzte, dessen man bedarf: die künstlerische Begrenzung, der Sinn für das Wesentliche, auch ist mir der Ausdruck der Empfindung nicht energisch genug und auch der Schilderung fehlt das Farbensatte. Schön ist freilich: „Ist das bald?“ dann wäre etwa noch „Allerseelen“ und „Im Frühling“. In den größeren, Tirol betreffenden Sachen sind überall nackte oder nicht herauskommende Stellen, die Einem das Ganze verleiden. Es hat ihm wohl doch auch im Leben an dem rechten energischen Muth gefehlt, mit Verhältnissen zu brechen, wenn sie ihm gegen seine Ueberzeugung waren.“ — Das ist in Bezug auf den größten Theil von Gilm's Gedichten vollkommen gerecht und dennoch — ungerecht. Ein Dichter darf fordern, daß man ihn nach seinen besten Leistungen beurtheile, und da läßt sich immerhin eine Anzahl Gedichte — darunter auch Sonette — aufzählen, welche Perlen deutscher Poesie sind. Die Schützenlieder — trotzdem, daß manches Einzelne verfehlt ist — sind geradezu einzig in der deutschen Literatur. Freilich:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen!“

So eben wurden die „Lieder und Sagen“ von Cartolo Del pero herausgegeben. Der Mann ist Unterofficier bei der Gensdarmarie, vor 12 Jahren kam er nach Deutschland, hat sich in dieser Zeit deutsche Bildung, deutsche Sprache gründlich angeeignet. Seine Gedichte, wie auch nicht immer correct, zeigen hohe Begabung, manche erzählende wie der „Tod Alexanders Colombon“ sind trefflich.

Demnächst haben wir Gedichte: St. Valentin von Christian Schneller zu erwarten, dann wird es an der Zeit sein, diesem Poeten, der bescheiden im Hintergrunde wandelt, seinen Platz anzuweisen, und der ist in — erster Reihe. Ihnen sollen zu Neujahr die Gedichte des in Wien verstorbenen Autor St. v. Schullern folgen.

Daran schließen wir die kurze Anzeige von zwei historischen Werken. Das eine verfaßte Peter Cölestin Stampfer, Professor an Gymnasium zu Meran. Er legt uns die Geschichte dieser „alten Hauptstadt des Landes Tirol von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart“ vor. Stampfer hat sich bereits als Geschichtsschreiber bewährt, sein Buch „Andreas Hofer“ möchten wir noch einmal empfehlen. Das eine Werk beruht auf vieljährigen Studien, zu denen auch die geschichtlichen Actstücke aus dem neu geordneten Stadt- und Pfarrarchive beigezogen wurden. Es ist gut geschrieben und verdient daher unbedingt Empfehlung.

Etwas weitläufig ist die Geschichte der Stadt Boken von P. A. Simeoner gerathen. Die kritische Schärfe wird nicht sehr gerühmt, ob die Entschuldigungen der Borrede allen genügen, lassen wir dahin gestellt.

Schriften von R. S. Greinz. Ein noch jugendlicher Tiroler Schriftsteller, Rudolf Heinrich Greinz (geb. 16. August 1866 in Pradl bei Innsbruck), trat vor zwei Jahren mit einer Geschichte armer Leute „Wer steinigt sie?“ vor das deutsche Lesepublicum und errang sich mit derselben den wohlwollendsten Antheil der Gebildeten. War auch noch eine gewisse Schwäche psychologischer Charakterzeichnung in der genannten Erzählung zu bemerken, so wurde doch allenthalben sein bedeutendes episches Talent anerkannt.*) In rascher Folge erschienen seither eine Anzahl lyrischer Gedichte von Greinz im „Tiroler Dichterbuch“ (1888), in Zingerle's hübscher „Liederspende“ u. s. f., sowie Aufsätze im 6. Hefte von „Unsere Zeit“ (S. 558) über „Tirolische Schriftsteller“ und in der „Meraner Zeitung“ über den Topographen J. Staffler, welchen auch die „Tiroler Fremden-Zeitung“ nachdruckte, und endlich nacheinander mehrere abhandelnde oder literarische Sammelchriften, denen wir eine kurze Betrachtung widmen wollen.

Zunächst erschien im Verlage von Pierzon in Dresden im Frühjahr 1889 das Büchlein über „Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode“ (172 S.), welches zwar keine streng wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes, aber eine geradezu staunenswerthe Belesenheit des Verfassers aufweist. Er hat sich den Umfang der zu behandelnden Materie viel zu weit ausgedehnt, indem er sich auf alle Dichtungsgattungen verbreitet und sich nicht einmal auf die Hauptmotive beschränkt. Daher sind seine Auseinandersetzungen lediglich Aufzählungen, die sich an eine selbstständige Einleitung anfügen. Eine äußerlich schon ersichtliche Eintheilung wäre nun trotz des geringen Umfanges der Schrift nöthig gewesen. Greinz verschmäht es, sich in der einschlägigen Literatur umzusehen und dieselbe nachzuweisen, er geht auf eigenen Füßen und giebt seine besonderen Ansichten zum Besten. Das ist ganz schön, aber hat den Uebelstand, daß seine Ausführungen kein Weiterbau sind, der doch allein förderlich wäre, sondern ein abseits stehender Eigenbau, welcher immer in Gefahr ist, vergessen und gemieden zu sein. Scherer's Poetik im Allgemeinen und J. Volkelt's ausgezeichnetes Buch über Grillparzer im Besonderen hätten ihm manchen guten Dienst thun können, um nur eines zu erwähnen. Greinz handelt zunächst über die Elemente der dichterischen Conception, ein Capitel, das uns deswegen interessirt, weil wir einen, wenn auch sehr jungen Praktiker in der Theorie vernehmen. Nach meiner Ansicht hat er sich jedoch verleiten lassen, ganz entschieden über das Maß seiner Erfahrung hinaus zu dociren, denn z. B. seine Darlegung (S. 9) über das nicht entwickelte Stimmungselement wird wohl Niemandem sonderlich imponiren. Unter „Motiv“ versteht er den Ziel- und Knotenpunkt aller in der Dichtung vorkommenden Fäden, den letzten feststehenden Act der dichterischen Conception. Das ist

*) Während des abgelaufenen Sommers erschien im Feuilletonraum der „Münchener Neuesten Nachrichten“ seine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert „Der Herrenschreiber von Hall“, die auch besonders herauskommen soll und wegen des localen Interesses mit Freuden begrüßt werden wird.

unrichtig, oder wenigstens ganz unklar ausgedrückt: was ist denn dann die „Idee“? Die Volksseele liebt mehr tragische als komische Motive, weil erstere eine tiefere Wirkung zurücklassen (S. 24). Das ist im Allgemeinen richtig, weil Natur und Menschenschickale auf das Tragische weisen; bei N. Klar, das moderne Drama, hätte Greinz Näheres finden können. Junge Völker wählen, wenn man so sagen darf, einfache Motive, die aus der Verletzung der patriarchalischen Ordnung hervorgehen. Obenan steht das Motiv des Ungehorsams, das in der biblischen Geschichte nicht minder als bei den wilden Völkern Neuzeelands vorkommt. In der Dichtung unseres Volkes tritt dasselbe zunächst deutlich in Wolfram's „Parcival“ auf, in der vergeistigtesten Form aber in Goethe's „Faust“. Das Hauptmotiv liegt aber hier ganz anderswo. Mit dem letztgenannten Dichter läßt Greinz die hohe Poesie sinken, um zu dem literarhistorischen Schlagworte des „Epigonthums“ zu kommen. Aber die Epigonen sind so übel nicht, sie haben Motive fortgebildet und sogar neue gefunden. Nun behandelt das Buch die tragischen Motive seit Goethe in der deutschen Dichtung, S. 35 ab. Das Drama ist im starken Niedergange — das hören wir lange schon und von allen Seiten her lebhaft declamiren, die Schuld tragen unsere ganz unleidlichen Bühnenverhältnisse und die zahllosen Dramatiker, die als „Macher“ bekannt und berüchtigt sind. Wir treffen hier Herrn Greinz auf einem Gemeinplatze, auf dem wir ihn mit seinen eigenen späteren Ausführungen über prächtige Theaterstücke schlagen können. Wir haben doch Wildenbruch, Wilbrandt, Heise, Freitag, M. Greif, Schack, Blumenthal, Lindner, der vor Kurzem wahrlich nicht im Fett reicher Bretterchefs erstickte, sondern arm und wahnsinnig starb, Voß, der in Mariagrün bei Prof. Krafft-Ebing weilt, Lindau und von Volksdramatikern Anzengruber, Ganghofer und Morré! Nur Epik und Lyrik weisen Fortschritte auf, am meisten Roman und Novelle.

Greinz untersucht nun zunächst Heine und die Romantiker; wir begegnen da der etwas sonderbaren Behauptung, daß Eichendorff einen Mangel des stimmungsgerechten Vocales verrathe, womit wir nicht einverstanden sein können. Den Vergleich Eichendorff's und Am. Hoffmann's mit den Malern Böcklin und G. Max (S. 50) hat M. Necker in einer Recension in den „Grenzboten“ als unzutreffend zurückgewiesen. Die Zuthheilung H. Kleist's zu den Romantikern ist oberflächlich, der Dichter ist ganz moderner Charakteristiker, den man wegen seines „Kätchens“ und des „Guiscard“ nicht zu Eichendorff und Brentano stellen darf. Ebenso wenig kann sich an Kleist aus inneren Gründen der Dramatiker Greif anreihen, der zwischen Charakteristik und Typik eine ähnliche vermittelnde Stellung einnimmt wie Grillparzer. Auch Ludwig Laisner's „Heinrike“ ist von Kleist's Amazonenstück verschieden, an des Letzteren „Kätchen von Heilbronn“ müßte sich des von Greinz betonten Nebenmotives wegen sofort Halm's „Grifeldis“ anreihen. So ist auch „Der Fechter von Ravenna“ nicht an richtiger Stelle angeführt, erst S. 70. Greinz fällt eben aus seiner Eintheilung immer wieder heraus, bald will er nach Motiven abhandeln, dann geht er wieder in die historische Reihung über. In „Ottokar's Glück und Ende“ betont er als Hauptmotiv den Gegen-

satz zwischen Wirklichkeit und Traum (S. 64), den Herostoff verwirft er als zu lyrisch. Das mag vom norddeutschen Standpunkte aus scheinen, im Süden wird das Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ auf jedem tüchtigen Theater Wirkung thun. Uebrigens verweise ich da auf Fr. Nissl's „Zauberin am Stein“, worin derselbe Vorwurf kräftig behandelt ist, der noch die Ungunst eines modernen Vocales zu überwinden hatte. Hebbel's „Maria Magdalena“ ist zu biographisch und wurde auch nie sonderlich hochgehalten; in seinen übrigen Dramen hat er mit Ausnahme des „Michelangelo“ das Streben nach Charakterisirung zu weit getrieben, das bei Otto Ludwig zu unkünstlerischer Verzerrung geführt worden. Herr Greinz hätte, wenn er systematischer und wissenschaftlicher vorgegangen wäre, der Gestaltung der tragischen Motive bei den einzelnen Dramatikern größere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, anstatt eine leere Aufzählung derselben zu geben. Erfreulich ist es, daß er über Martin Greif's Dramen im Ganzen richtig und gerecht urtheilt, deren Einbürgerung auf der Bühne so eigenthümlich langsam vor sich geht, obwohl z. B. seine Hohenstaufenstücke sehr bedeutsame Dichtungen sind, die nicht bloß schön, sondern auch leicht ausführbar wären.

In knapper Form werden S. 79 ab die tragischen Motive in der modernen deutschen Lyrik behandelt. Mit dem, was S. 84 über Martin Greif's volksthümliche Schöpfungen gesagt ist, können wir einverstanden sein, aber Bodenstedt's Art ist ihm offenbar nicht klar, wenn er S. 85 glaubt, sie hänge nur an Aeußerlichkeiten, was ungefähr bei Freiligrath zutrifft. Heine's gedenkt er natürlich ausführlicher, dessen Dichtung viel Volksthümliches sich angeeignet und Motive der Romantiker benutzt, z. B. die Loreley. Das bekannte „Wenn du eine Rose schaust, sag' ich laß sie grüßen“ hat gewiß den Anstoß in dem Volksliede (Achim's WW., 13, 209) aus dem „Wunderhorn“ erhalten, wo die Stelle vorkommt: „Wenn du bei meinem Liebchen kommst, sag', ich ließ sie grüßen.“ Das ist indeß nur meine gelegentliche Bemerkung. Greinz geht S. 114 über auf Roman und Novelle, ein Capitel, das ich mit großem Interesse gelesen habe, namentlich was er S. 121 über den Endzweck des socialen Romans sagt, ist recht beachtenswerth. Zu S. 120 wäre A. Weisner zu nennen gewesen. Die sogenannten Ehebruchromane finden zum Theil ihre Erklärung durch den katholischen Boden (Frankreichs), auf dem sie üppig wuchern. Sie sind mit den Dramen desselben Genres in unseren deutschen Süden eingedrungen. In zutreffender Weise wird auch R. F. Meyer gewürdigt, dessen charakterisirende Eigenart vielleicht kurz zu berühren gewesen wäre; er kennt doch die Schrift von Anton Reitler über diesen Schweizer Dichter (Leipzig, Haessel 1885)? Bei Julius Wolff zieht er zumeist nur Nebenmotive an; was über die Dorfgeschichte S. 135 gesagt wird, ist wohl nur da, ut aliquid dixisse videatur. Das Büchlein von Greinz ist übrigens recht angenehm geschrieben und hübsch ausgestattet.

Von den Tiroler „Schnadahüpfeln“, die Greinz mit J. A. Kapferer im Sommer 1889 bei Liebeskind in Leipzig herausgegeben, soll das erste Tausend nahezu vergriffen sein (32^o, Preis M. 1.50). Das

winzige, kostet ausgestattete Büchlein enthält eine sehr hübsche Einleitung, erwähnt aber mit keinem Worte der viel größeren Sammlung „Schnadahüpfeln aus den Alpen“ von L. v. Hörmann, die bereits seit lange in 2. Auflage vorliegt. Der unermüdlische Forscher auf dem Gebiete tirolischer Cultur und Literatur sammelt auch die „Volkslieder“, mit deren Herausgabe ihm ebenfalls R. H. Greinz zuvorgekommen ist, der wohl von dem Gedichte Hörmann's „Wehrlos“ in der Zeitschrift „An der schönen blauen Donau“ (1889, S. 464) Kenntniß erhalten haben wird. Die „Schnadahüpfeln“ von Greinz und Kapferer sind eine recht hübsche Gabe, die Kinderreime gehen weit über das Maß des gewöhnlichen Interesses hinaus. Aufgefallen aber ist mir öfters eine ungenügende, sogar irrige Erklärung tirolischer Volksausdrücke, Fehler gegen die Schreibung von Dialektwörtern und endlich der Mangel einer bestimmten Gruppierung, wofür ich eine Stelle in der Einleitung nicht als Entschuldigung gelten lassen kann. Die „Schnadahüpfeln“ sind nicht alle tirolisch, 33, 3 erweist sich durch die eigene Angabe als fremd, manche sind entschieden unecht oder doch sehr bedenklich: 40, 3; 51, 1, 2; 36, 3; 101, 1; nicht aus dem Volke heraus sind wegen moderner Wendungen oder unbekannter Fremdausdrücke: 60 („Und mein Schatz bin ich los“), 69, 1; 137, 3; 138, 2. Werthlos sind: 120, 1; 42, 1; 51, 3. Von einzelnen fehlerhaft gegebenen oder mißverständlichen will ich absehen, 130, 2 findet sich im „Sagenkränzlein“ von M. Meyer. Eines ist mit geringer Verschiedenheit (der Person und der Formen flücket = flicket) zweimal enthalten (43, 3 = 114, 3). Diese Ausstellungen, die nur in der guten Absicht gemacht werden, daß eine Neuauflage umsichtiger behandelt werde, thun indeß dem Werthe des Büchleins wenig Eintrag. Auf seine ebenfalls mit Kapferer veranstaltete Sammlung „Tiroler Volkslieder“ (Leipzig, Liebeskind 1889) hält Greinz offenbar große Stücke, wenn er von ihnen aus den Beginn der neueren Literatur in Tirol datirt, der also der geheimnißvollen „Volksseele“ (!) zuzuschreiben ist. Die politischen, meist gemachten Lieder hätten aber unsere in der That reiche Literatur gewiß nicht in die Höhe gebracht!

Dieser Gedanke leitet mich zur Betrachtung des „Liederfrühling aus Tirol“ von R. H. Greinz (Leipzig, Haessel, 8°, 230 S., Pr. M. 3.—, in Prachteinband M. 4.—), wo wir dem oben angezogenen Gedanken, S. 5, begegnen. Man wird wohl oder übel auch in Zukunft bei Alois Weissenbach (geb. 1. März 1766 zu Telfs, nach dem dortigen Taufbuche) beginnen müssen, über den Greinz einige sehr schätzenswerthe Daten giebt, die meines Wissens zuerst ein Büchlein von J. C. Engel brachte (1876), R. v. Strele schrieb über ihn 1887 in der Wiener „Presse“. Außerdem hat L. v. Hörmann irgendwo Angaben über Weissenbach's Beziehungen zu Kärnten veröffentlicht. Weissenbach's „Gensensschritt“ oder „Andreas Hofer's Schatten“ wären vielleicht sogar in einer Anthologie brauchbar, letzteres Gedicht ist auch einmal in einer solchen, in der „Oesterr. Adels-Halle“ 1842 (S. 107), gedruckt worden. J. Seeber hätte ihn nicht übersehen sollen.

Bei J. Streiter (S. 12) hätten die „Studien eines Tirolers“ berührt werden sollen, S. Strobl war, wenn man bei Poeten so sagen

darf, der Lehrer von Baron Alois Mages. Senn, der Grabbe tirolischer Lyrik, wie Pichler sagt, ist ausführlicher und mit Liebe und Verständniß behandelt, über die poetische Auswahl werde ich später noch sprechen müssen, nachdem die literarhistorische Einleitung, die Greinz dem „Liederfrühling“ vorausgeschickt, beleuchtet sein wird, die sehr viele, recht schätzenswerthe Details bringt und schon als Versuch einer übersichtlichen Zusammenstellung bemerkenswerth ist, den vor ihm in größerem Umfange nur J. Egger in dem Werke „Die Tiroler und Vorarlberger“ (1882) gemacht hat.

Ueber Walburga Schindl (nicht Schindel!) hat letzthin auch Fr. Schnürer geschrieben. Sie war am 26. Februar 1826 zu Abjam geboren und wie Theresie Sarnthein und Cornelia Schuler Pichler's Freundin, was ihren Blumen-Ritornellen jedenfalls wohl zu statten kam. Von den Beiträgern der „Frühlieder“ hätten alle Schiffrn aufgelöst werden sollen; H. P. (Hans Perthaler), Anton * r („Anton Holzer“ = A. Pichler). Jüngst hat dies G. Sander in seiner Biographie Vonbuns S. XLII. gethan. Die Zusammenstellung der Gedichte Mesmer's (durch Vonbank) sammt Biographie von Witterrugner ist nirgends erwähnt, ebenso nicht Pichler's Nachruf auf Purtscher im „Phönix“ (1850). Pichler wird überhaupt recht übel behandelt;*) die Anthologie bietet aber (S. 151 bis 160) zehn Gedichte desselben. Gilm findet hohe, gerechte Würdigung, auch mit der Auswahl bin ich einverstanden, in der Greinz eine chronologische Eintheilung versucht hat, wie man aus dem Inhaltsverzeichnis sehen kann. Tadeln möchte ich nur die Aufnahme der (6) Landtagssonette, die in einer kleinen Anthologie zu viel Raum beanspruchen und kein Interesse erwecken. Auch die über Gilm erschienene neuere Literatur wird sorgfältig verzeichnet, soweit sie von Belang ist; S. 30 wird auch meines Aufsazes (Herrig's Archiv, 80., 242 fg.) gedacht. Es ist sonst nicht meine Sache, Entgegnungen und Berichtigungen zu schreiben, hier aber muß ich mich für meine Handwerkschre wehren. Meine Schrift wurde allenthalben als selbstständig und neu bezeichnet. Ich habe eben nach Sitte wissenschaftlicher Forscher die bezügliche Literatur angemerkt, was doch auch für Greinz nicht ohne Werth gewesen ist**) und eine Menge bis dahin unbekannter Details gegeben. Meine Schrift wurde noch im Frühjahr 1887 fertig und konnte selbst Sander's ausgezeichnete Studie nur mehr bei der Correctur an ein paar Stellen heranziehen. Arnold v. d. Passer's und Schraffl's Gilm-Biographie, die übrigens in Bezug auf Gilm's Aufenthalt in Linz so erstaunlich mager ist, erschien aber erst anfangs November 1888, wo hätte ich also „compiliren“ sollen? Kranewitter's Aufsätze im „Tirolerboten“ (1884) dürften schließlich doch auch angemerkt werden. Neuestens haben A. G. Schönbach in der „Deutschen Dichtung“ und E. Winder in einer neueren Schrift über Gilm gehandelt, woran sich die hoffentlich letzte Gilm-Controverse geknüpft hat.

*) Ich erlaube mir auf meine eben erschienene Schrift „Adolf Pichler. Zum 70. Geburtstag geschrieben“, Kuffstein, Ed. Lippott, 1889, 43 S., Preis 30 fr., hinzuweisen.

**) Vgl. die Anzeige im „Dir.-B.“ v. 4. Nov. d. J. (von P. Schraffl). 1889.

Das „Bundeslied“ von Ehrhart, welches jedenfalls dem Gedichte Humold's S. 112 zum Muster gedient, ist am 16. Januar 1849 gedichtet; Herr Greinz scheint mein Büchlein „Joseph Schellhorn“ (Zürichbruck 1885) nicht zu kennen, in welchem er S. 29 diese Note finden gekonnt hätte. Im „Phönix“ war auch Grillparzer mit einem durch Pichler vermittelten Beitrage vertreten; Fsidor Müller's „Tir. Stufen“*) und die „Alpenzither“ erwähnt Greinz nicht. Von Pfeifer's „Harfe“ stand im Jahrgang 1889 der „Blauen Donau“ S. 376 eine Nachbildung. Von Christian Schneller's Dichtungen hätte doch der „Knappe von Schwarz“ aufgeführt werden müssen; über die Auswahl seiner Gedichte, die Greinz S. 188 fg. giebt, wird der Dichter selbst wohl kaum sehr entzückt sein. Herr Greinz hat überhaupt von vielen noch lebenden Dichtern nur ältere Proben aufgeführt. Peter Moser ist am 18. Februar 1829 zu Alpbach geboren, Herr Greinz hat die unrichtige Angabe (3. Januar 1830) aus dem „Tiroler Dichterbuch“ S. 174 erwischt. Dieses „Tiroler Dichterbuch“ wird in einem eigenen Absätze ordentlich heruntergemacht. Mein Gott! warum sollen denn nicht auch kleine Dichter einmal, wenn sie einen guten poetischen Einfall hatten, ein Nyl in einem Album haben, das obendrein ja Absatz gefunden und einer guten Absicht diene! Freilich, Herr Greinz ist dem „Waltherr-Kummel“ nicht zugethan und jammert über das viele Geld zu einer „todten Statue“, das man für Herausgabe neuerer Dichter verwenden könnte. Er erinnert mich an Judas, den die kostbaren Salben der Maria Magdalena reuten.

Schließlich noch einige Worte über Senn's Cyclus „Der Mundfluß oder die offene Beichte nebst einem Sendschreiben. In 15 netten Sonetten, Bozen, July 1838“, gerichtet an den „Bozner Markttanzler Joseph von Giovanelli“. S. 17 weiß Herr Greinz über diese Sammlung nichts zu sagen. Eine Handschrift Senn's befindet sich in meinem Besitze; sie enthält folgende Stücke: Sendschreiben, 1. Der Hanneß, 2. Der Ritter, 3. Der Richter, 4. Der Politiker, 5. Der Verordnete, 6. Das Factotum, 7. Der Poetaster, 8. Der Literat, 9. Der Ultra, 10. Der Reisende, 10^a, (später eingeschaltet:) Der Lector, 11. Der Fimolog, 12. Der Dalai-Lama, 13. Der Bekenner, 14. Der Narr. Von diesen druckt Greinz S. 205 fg. 9, 10^a, 4, 6, 5 ab; interessant ist, daß auch „Der Götz“ hierher gehört. Zum „Politiker“ (Greinz S. 213) hat meine Handschrift zu Str. 2 statt „Strohmann“: Kiechel. „Der Verordnete“ (Greinz S. 215) aber lautet in meiner Fassung also:

Verordneter bin ich auf Landestagen,
Da dünk' ich mich im Schwarm der Abgesandten,
Gleich dem Saturn im Kreise seiner (!) Trabanten,
Doch hilt' ich mich, dies je zu sagen.

Gern mach' ich alles zu Gewissensfragen,
Par force jage ich die Inklinanten,
Das Grundbuch schlage ich mit Folianten,
Die mir ein schwarzer Zwerge zugetragen.

*) Eine Fortsetzung der „Oesterr. Akademie“.

Dem Chef, dem schmeichle ich mit Dankadressen,
Die andern mach' ich kirre mit Klareffen,
Was nicht ertrogen, kann man oft erschleichen,

Die hohe Schule schickt' ich halb nach Briren,
Den Weg in's Land bahnt' ich Lohola's Füchsen,
Biel ist erreicht, mehr werd' ich noch erreichen.

In dem bekanntesten dieser Sonette, „Der Ultra“ (bei Greinz S. 207), lautet in meiner Handschrift, Zeile 3 der Schlußstrophe:

„Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ.“

Hat demnach also die Anthologie von Greinz zahlreiche Mängel und ist sie vermöge ihres oft zu souveränen Urtheils, das bei Fichler sogar entschieden ungerecht ist, allzu herausfordernd, so hat sie doch gewiß auch ihre ganz bedeutenden Vorzüge, abgesehen davon, daß wir es überhaupt mit Freuden begrüßen müssen, wenn in Tirol wieder einmal eine Anthologie erscheint, die auch ältere Kämpen der Poesie zu Worte kommen läßt. Greinz selbst hätte sich aber mit seinen Versen ganz ferne halten sollen, da er erstens zu jung ist und zweitens zu polemisch vorgegangen ist. Daher die Angriffe der „N. Tir.-St.“ vom 10. September und 5. October 1889. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr gefällige.
S. M. Prein.

Ziele der Erdkunde in Oesterreich. Von Dr. Albrecht Penck. Unter diesem Titel ist im Verlage von Eduard Hölzel in Wien jüngst eine Broschüre erschienen, welcher als Grundlage ein von dem Autor in der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien gehaltenen Vortrag über dieses Thema dient. Die darin ausgesprochenen Ansichten gewinnen angesichts der Vorgänge, welche sich in letzter Zeit in den hierbei zunächst interessirten Kreisen abgespielt haben, erhöhte Bedeutung. Penck vertritt nämlich, ausgehend von dem von Richard Lehmann entwickelten und von einer Reihe deutscher geographischer Gesellschaften und der aardrijkskundig genootschap in Amsterdam ergriffenen Gedanken, daß die geographischen Gesellschaften nicht bloß die geographischen Kenntnisse von fernen Ländern zu fördern, sondern vor Allem die Aufmerksamkeit auf die Heimat zu lenken haben, den Standpunkt, daß dieser Grundsatz besondere Berücksichtigung in Oesterreich verdiene. Im Allgemeinen dürfe sogar gesagt werden, — so wird dieser Standpunkt des Weiteren präcisirt — daß die große Configuration der Erdoberfläche bekannt sei, daß es sich nunmehr um den Ausbau im Einzelnen, um die Vertiefung und Befestigung bereits gewonnener Ergebnisse handle, und daß der wissenschaftlich durchgebildete Forscher, abgesehen von den großen Culturstaaten, dort mit größtem Erfolge thätig sein könne, wo er sich in der Macht- und Interessensphäre seines Heimathlandes befinde. Sobald aber diese Erkenntniß sich einmal befestigt habe, so könne darüber um so weniger ein Zweifel herrschen, nach welcher Richtung hin sich die geographische Untersuchung in Oesterreich lenken solle, als in Würdigung der genannten

Umstände die geographische Gesellschaft in St. Petersburg sich längst darauf beschränkt habe, ihre Reisenden nur in den Bereich des russischen Einflusses zu entsenden, die scandinavischen Länder die Geographie in höchstem Maße durch Erforschung ihrer polaren Nachbarschaft förderten, Frankreich seine schönsten geographischen Entdeckungen in seinen Colonien erzielte und neuerlich die Thätigkeit der deutschen Reisenden im Wesentlichen sich auf die deutschen Schutzgebiete erstreckte.

Die speciellen Aufgaben Oesterreichs auf dem Gebiete der geographischen Untersuchung präcisirt Penck dahin, daß dessen geographisches Operationsgebiet in erster Linie im Bereiche der Monarchie selbst liege. Neben dem Ziele der geographischen Erforschung des Reiches spricht sich Penck noch mit besonderer Wärme über die Erforschung des geographischen Operationsgebietes aus, welches an den südöstlichen Grenzen der Monarchie liegt und aus Staaten sich zusammensetzt, welche in vielfacher Hinsicht eine terra incognita darstellen. Im Oriente sieht Penck den einzigen Fleck Erde, wo österreichische Forschungsreisende nach wie vor mit Erfolg thätig sein können, und fügt hinzu, daß in keinem Gebiete der Erde solch hervorragende Probleme zu lösen seien, wie gerade in ihm. Betrachtet man diese Ausführungen von dem Gesichtspunkt der Gesamtinteressen, welche die Monarchie mit dem Orient verbinden, so darf der Wunsch als berechtigt erscheinen, daß besonders diese letzteren von Penck gegebenen Anregungen sich verwirklichen mögen.